This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

46584.37.20

HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

Ithaca, Nov. 11: 1880.

Walthers von der Vogelweide

patriotische Dichtungen.

An

den Faden der Geschichte seiner Tage gereiht

von

Dr. G. Böse,

ersterm Lehrer am Königlichen Lehrerseminar zu Soest.

Hêr Walther von der Vogelweide,
swer des vergaez', der taet' mir leide.
(Hugo von Trimberg.)

Zweite Auflage.

22

Oldenburg.

Verlag von Bültmann & Gerriets.

1879.

~~46584.37.20~~
46584.37.20

HARVARD COLLEGE LIBRARY
FROM THE LIBRARY OF
PROFESSOR HORATIO STEVENS WHITE
JUNE 12, 1939

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
DEC 12 1975

6472
40-262
50

Vorwort.

Wiederum ist der Kampf zwischen Rom und dem Reich entbrannt. Geruht hat er nie seit dem Auftauchen jener sogenannten „Isidorischen Decretalen" im 9. Jahrhundert, jener Sammlung von Concilbeschlüssen, päpstlichen Verordnungen ꝛc., welche, zum großen Theil gefälscht oder gradezu erdichtet und betrügerischer Weise einem Bischof Isidor von Sevilla zugeschrieben, weshalb man sie die pseudo-isidorischen nennt, keinen andern Zweck haben, als die Gewalt des römischen Bischofs über alle irdische Gewalt zu erhöhen. Geruht hat der Kampf nie; nur Waffenstillstände haben ihn zeitweise unterbrochen, und auch diese hat Rom nur sich gefallen lassen, um immer wiederum neue Kampfmittel vorzubereiten, neue Kämpfer zu rüsten und abzurichten. In unsern Tagen ist er grimmiger als je entbrannt. Und abermal wagt es der Gott lästernde „Unfehlbare" in Rom die Völker ihres Eides gegen Kaiser und Reich zu entbinden, da er behauptet, Gottes heiliges Wort höhnend und seinen Namen mißbrauchend, man müsse Gott — d. i. ihm — mehr gehorchen als den Menschen — d. i. der Obrigkeit, die doch Gottes Ordnung ist.

Rom will Herr des Erdenballes sein. Wir aber wollen uns von Rom kein Recht setzen lassen, das uns in unsern menschlichen, bürgerlichen und göttlichen Rechten kränkt.

Wer soll den Sieg behalten? Vaterland oder Rom? — Wahrheit oder Lüge? — Tugend oder Höllenfurcht? — Mannheit oder Sklaverei? — Gewissensfreiheit oder Geistesverdummung? — Glaube oder Verbrechen wider den heiligen Geist? — ja: Gott oder Belial? — Mit Gott wollen wir siegen! Das Wort sie sollen lassen stahn!

Niemand darf fehlen in dem Gottesstreite. Auch die alten Helden dieses Kampfes sollen wieder in Reih und Glied treten, um aufs neue ihre guten Waffen Gott zu weihen. Auch Walther von der Vogelweide, der gottesmuthige Kämpe aus der Hohenstaufenzeit, soll wieder Geistesschlachten schlagen und gewinnen helfen. Gibt es ein herrlicheres Ehrendenkmal für ihn?

Seine patriotischen Lieder und Sprüche, fast ein Drittheil seiner Dichtungen, biete ich in Uebersetzung dar; sie dienen fast alle näher und ferner dem Kampfe gegen den römischen anmaßlichen Uebermuth. Andre theile ich in Auswahl mit, um zugleich dem ganzen Walther, soweit es der Rahmen der gesteckten Aufgabe gestattet, gerecht zu werden, und um dadurch seinem vaterländischen Sange in seiner vollen Persönlichkeit die ganze Bedeutung zu sichern.

Walthers Gedichte sollen nicht übersetzbar sein, ohne ihren Duft, ohne ihre Unmittelbarkeit verlieren zu müssen. Aber wie vielen bleiben sie in der Ursprache fremd! Und wenn sie bis an die Grenze der Unmöglichkeit getreu übertragen werden, so bewahren sie sicher immerhin einen hohen Grad ihrer Frische, ein volles Maß von Wirksamkeit und Wucht. Danach habe ich gestrebt, nicht danach, nur glatt, ohne Ecken und Härten zu übertragen; so nur kann doch

auch die Eigenthümlichkeit des Dichters gewahrt werden. Auch Wort und Reim, Maß und Bau habe ich wo irgend möglich zu achten gestrebt.

Damit aber Walthers Kampfsprüche dem nachgeborenen Geschlechte erklingen wie sie sollen, müssen sie sich aus den Ereignissen heraus, die sie hervorgerufen, erklären. Darum habe ich sie in die Geschichte der Tage des Dichters eingereiht, so weit sie ihrer Entstehungszeit nach bestimmt werden können, und so spiegeln sie die Entwicklungen jener Zeit in dem echt deutschen, treuen Geist und Herzen des Dichters ab, und wir, die Enkel, finden uns selber mit unsern Kampfesstimmungen darinnen wieder.

Möge Walther von der Vogelweide dem deutschen Volke theuer bleiben als einer der früheſten und herrlichſten Geiſtesſtreiter wider römiſchen Trug, römiſche Gewiſſensverwirrung und Gewiſſensvergewaltigung, wider römiſche Herrſchaftsanmaßung!

Von drüben ſchallt's: Hie Rom! Von hüben ſchalle es entgegen: Hie Deutſchland allewege!

Soeſt, am 1. März 1875.

Am kürzesten Tage des Jahres 1874.

Bleigrau lastet eine dichte Wolkendecke über der verstummten Erde. Nichts läßt sie emporjubeln zu den Quellen des Lichts, welche jenseits des trüben Dunstschleiers in dem blauen Aetherraume glitzern. Die ganze Natur harrt sehnsüchtig des erlösenden Strahls von oben; selbst die Farben, die Töchter des Lichts, sind in dem fahlen Widerschein, den das Gewölk als karges Almosen durchläßt, zum todten Grau verblaßt. Der Mensch arbeitet und sorgt und lacht und weint, wie er es im Wechsel der Tage gewöhnt ist; aber auch ihm will der göttliche Funke erlöschen, der seine Arbeit adelt, seine Sorge heiligt, sein Lachen vergeistigt, sein Weinen versöhnt: Licht im Weltenraume — Licht im Herzen, wie seid ihr beide so nahe verwandt, beide Gottes Gabe, beide ein Stück seines Wesens, beide noth um Natur und Mensch zu Gott empor zu heben!

Post nubila Phoebus. Schwacher Trost! Jetzt drückt das Dunkel. Wann leuchtet wieder auf das Licht? Post nubila. Aber wann? Wie lange noch drückt die Dunstlast der Atmosphäre den Essenqualm nieder in die Straßen der Städte, wo wir Menschen hantieren, — wie lange wird uns die Lebensluft verdickt, die Lebensluft getrübt? Eintagsgeschöpfe wir, nach dem Maß der Ewigkeit gemessen — und unser Trost soll sein das post nubila?

Nein, inter nubila Phoebus! Jetzt — jetzt, während des Dunkels ist Licht! Das ist Gottestrost. Das Nebelgrau selber ist ja der Sieg des Lichtes, das uns nimmer ganz geraubt werden kann, wenn wir es nur sehen wollen. Gott läßt sich nie unbezeugt. Er tröstet nicht mit leerem Trost, stärkt nicht mit Schwachheit. Rechte Hoffnung ist Gewißheit. Wo du ungewiß bist, du Menschenkind, da ist dein Hoffen nur ein Schwanken zwischen Furcht und Wunsch. Licht aber hofft du, weil du des Lichtes gewiß bist. Darum auf, du Menschenherz! Der trübe Himmel drückt dich, aber er erdrückt dich nicht. Er kann das Licht nur eine Zeit lang dämpfen, nicht gar auslöschen. Juble getrost: Post nubila Phoebus.

Ein echtes Vorwort, ein Wort vor Beginn der Arbeit. Die Geschichtsperiode, in welche ich den freundlichen Leser hineinführen will, erschien mir, da ich grade heute dran gehen wollte sie zu zeichnen, im Bilde des dunstverdüsterten Tages. Trüb und schwer lag es um den Beginn des 13. Jahrhunderts auf der deutschen Erde. Aber wie der kürzeste Tag des Jahres die Weißagung auf den Lichtglanz der deutschen Weihnachtsfestfeier in sich trägt, so blitzen auch durch jene düstre Zeit der vaterländischen Geschichte die Strahlen himmlischen Lichtes, welche die kommenden Tage hellen Aetherglanzes vorauskünden. Trotz den Wolken Sonnenlicht, deshalb nach ihnen Sonnenglanz! Noch ist die Zeit des vollen Sonnenglanzes nicht heraufgestiegen, noch nach fast 700 Jahren nicht. Noch streitet die Finsterniß wider das Licht. Aber das Licht siegt; es muß, es wird siegen. Walther von der Vogelweide, wie du leuchtest durch das Dunkel deiner Tage, so soll deine Prophetie, so sollen die Strahlen deines Gotteslichtes noch heute die Blinden sehen, die Erstorbenen lebendig

machen. Deine Sprüche und Lieder, Walther, ſind mehr als das Grau der Dunſthülle: ſie ſind Lichtblitze des Genius, ſie, die Thaten des deutſchen Volksgeiſtes. Mögen ſie, wie ſie deine Zeit durchblitzten, auch heute den Kampf um Geiſtesbefreiung mit ſtreiten helfen in neuer Weißagung des Sieges.

Post nubila, quia inter nubila Phoebus.

Düſter lag es gegen das Ende des 12. Jahrhunderts auf dem Vaterlande, um ſo düſterer, als ein kurzer Lichtblick des Gedeihens vorhergegangen war. Friedrich Rothbarts fröhlich heitre Heldengeſtalt war 1190 im fernen Oſten dahingeſunken. Sein faſt finſter ernſter, aber hochſtrebender Sohn Heinrich VI. hatte 1197, den 28. September, in einem kalten Trunke den Tod geſogen. Ein dreijähriges Knäblein, Friedrich, Heinrichs Sohn, ſollte die deutſche Königskrone empfangen. Was nützte ſie dem Kinde, was das Kind dem Vaterlande, wenn nicht das Vaterland einmüthig ſich dem Namenskönig unterwarf und ſein Geſchick einem kraftvollen Vertreter des Kindes anvertraute? Dieſer Vertreter war da, des Kindes eigner Ohm, neben demſelben der einzige Sproß aus dem Hauſe der Staufen, Philipp, des Rothbarts anderer Sohn. Deſſen, wie des Bruders Heinrichs VI. würdiges Ebenbild in echter Mannhaftigkeit, in Leutſeligkeit und freigebiger Milde, in kluger Staatskunſt, war er für die Kirche in aller Wiſſenſchaft ſeiner Zeit erzogen, aber zum weltlichen Dienſt für das Reich vom Bruder berufen, als er ſchon zum Biſchof von Würzburg gewählt war. Deutſchland ordnete ſich nicht einmüthig dieſem

Stellvertreter des Kindes unter. Als Philipp 1197 nach Italien zog, um seinen jungen Neffen zur Königskrönung nach Deutschland zu geleiten, traf ihn, noch ehe er Rom erreichte, die Botschaft von dem Tode des Bruders. In Deutschland weckte diese Botschaft wie mit Zauberschlage alle, dem Reiche und im besonderen den Hohenstaufen feindlichen Kräfte, und die schleunige Rückkehr Philipps, der dem Neffen das Reich sichern wollte, konnte nicht das Hereinbrechen der allgemeinen Verwirrung verhindern.

In Deutschland erhob der alte Hader des Geschlechtes der Welfen, auf den Herzogsstühlen von Baiern und Sachsen, wider das der Hohenstaufen, das in Schwaben mächtig war, aufs neue sein Haupt, während der Papst mit seinem divide et impera sich sofort in die Parteiumtriebe mischte, um seine Weltherrschaftsgelüste dem Ziele entgegenzuführen, um mit Hülfe der Welfen die gehaßten, weil gefürchteten Staufen niederzuwerfen, und danach die Welfen selber mit dem erschöpften Reiche zur Staffel des eignen Aufsteigens auf den Gipfel der Macht zu erniedrigen. Mit Mühe hatte Friedrich Rothbart solche Bestrebungen niedergerungen, aber um so weniger getödtet, als er, in dem vergeblichen Mühen sein Staatsideal durchzuführen, nämlich den Vasallenstaat Karls des Großen, in welchem die Lehensträger nichts als die Beamten des alle Macht und allen Besitz in seiner Person vereinigenden Königs wären, wiederherzustellen, alles was nach Eigenmacht neben oder trotz dem Könige strebte, wider sich in die Waffen rief, die Reichsfürsten wie die italischen Städte, und als er sich deshalb genöthigt sah mit Nachgeben und mit halber Befriedigung der Gegner sich Frieden zu schaffen. Wohl hatte er seine persönliche Größe und die Reinheit seines Strebens dadurch bewiesen, daß er seinen Irrthum, sobald er ihn erkannte, frei eingestand, und die lombardischen

Städte, die er so lange auf das energischeste bekämpft hatte, seit dem Frieden zu Constanz 1183 freudig und nach Kräften förderte. Aber die Städte Italiens hatten ihre Kraft fühlen gelernt, und, die gegen den Kaiser nur ihre particulare Entwicklung vertheidigt hatten, wurden gefährliche Werkzeuge des römischen Stuhles wider das Reich, als sie die nationale Idee in sich aufnahmen, und als die Päpste diese ihren Zwecken dienstbar zu machen begannen. Aehnlich hatte die Beugung des Welfenhauses in der Person Heinrichs des Löwen die feindliche Partei in Deutschland nur gezwungen zu warten, bis der günstige Augenblick ihr gestatten würde, im Bunde mit Rom und der nationalen Eifersucht Italiens sich des Reiches zu bemächtigen.

Freilich verrechnete sich Heinrich der Löwe in dem Augenblick, als er ihn gekommen wähnte, da Friedrich Rothbart ins Morgenland gezogen war, und er die Schwere der Hand Heinrichs VI. unterschätzte; er unterlag dem jungen König. Wohl glänzt des Reiches Herrlichkeit unter den beiden Hohenstaufen durch die Jahrhunderte, aber fast allein getragen von den beiden Heldengestalten Friedrich Rothbarts und Heinrichs VI. In Wahrheit muß sie als eine Frucht gelten mit gleißender Hülle, innen vom Wurm der Intrigue angefressen. Heinrichs VI. Streben gieng noch mehr als das seines Vaters in die schrankenlose Ferne. Italien zum Schemel seiner Füße machend, wollte er die brünstige Frömmigkeit seines Zeitalters auf Jerusalem lenken, um von da aus das christliche Weltreich der Hohenstaufen zu begründen. Phantastische, hochfliegende Pläne, so unerreichbar als nebelhaft: sie lenkten den herrschbegierigen Kaiser von dem nächstliegenden ab — und im verborgenen lauerten die feindlichen Mächte und stärkten sich für den Tag der Erfüllung.

Richtig schätzte Philipp die Lage der Dinge, als er

1197 nach erhaltener Kunde von Heinrichs VI. Tode aus Italien nach Deutschland flog, um keine Zeit zu verlieren die Rechte seines Neffen zu wahren. Er muß gewußt haben, daß sofort die Feinde seines Hauses sich erheben würden im Bunde mit dem Reichsfeinde, dem Stuhl zu Rom. Und wie muß trotz dem Scheine einer unerschütterlichen Reichsherrlichkeit unter der Decke gewühlt worden sein! Wie müssen die Geheimboten fortwährend von einem zum andern geflogen und geschlichen sein! Wie müssen Pläne geschmiedet, wieder aufgegeben und durch andre ersetzt worden sein! Man muß das alles gewußt haben — und konnte es nicht strafen. Von hüben nach drüben kreuzten sich die Ränke, den Sinn auch klar verständiger Männer trübend, Selbstsucht und Habgier als böse Saat in die Herzen säend, also daß Freundschaften zerbrachen, Verwandtschaft ihre freundlichen Bande, Wort und Mannesehre die Richtschnur verlor. Die Sturmsaat zeugte Sturm. Philipp fand den Ausbruch bei seiner Heimkehr vor, und mußte bald einsehen, daß er als Stellvertreter und bloßer Vormund eines Kindes die Zukunft desselben und seines Geschlechtes nicht retten konnte.

Fast zur selben Zeit, am 8. Januar 1198, bestieg in Rom ein Mann den päpstlichen Stuhl, der in seiner Gelehrsamkeit, Klugheit, Gewandtheit, Charakterfestigkeit und Herrschbegier nicht bloß der würdige Nachahmer des großen Papstes Gregor VII., sondern vielmehr ein glücklicher Erbe von dessen Plänen war. Eine päpstliche Weltherrschaft, das oberste Richteramt nicht bloß über alle geistlichen, sondern eben so über alle weltlichen Händel, über Kaiser und Könige, wollte **Innocenz III.** erringen. In Italien bemächtigte er sich der nationalen Idee und vereinigte in diesem Lande schnell und leicht alles

was die deutsche Fremdherrschaft verabscheute, unter seiner Führerschaft. So gewann er für sich auch die vormundschaftliche Regierung des sicilischen Königreiches des Kindes Friedrich, dessen Mutter Constantia starb. Freilich verdankte Friedrich ihm sodann eine ausgezeichnete Erziehung; aber ob nicht Innocenz sich in dem Zögling ein Werkzeug für seine Pläne zu erziehen gedacht hat, möchte kaum zu bezweifeln sein: gar zu deutlich zeugt sein späteres Verhalten dem erwachsenen jungen Könige gegenüber von der Bitterkeit der Enttäuschung. Dieses Mannes Hände mischten sich in die Parteiumtriebe in Deutschland, nicht einigend und beruhigend, sondern verwirrend und schärfend. Selber ergriff klar und bestimmt der schlaue Priester keine Partei: er suchte nach Kräften im trüben zu fischen. Was ihm die eine Partei nicht zugestand, suchte er von der andern zu gewinnen; und glaubte diese den Papst durch ihr Zugeständniß auf ihre Seite gezogen zu haben, so lockte die Aussicht, von den Gegnern noch mehreres zu erlangen, den Papst zu diesen hinüber.

Lug und Trug sind Sturmsaat. In dieser Zeit des Sturmgewölkes tritt Walther von der Vogelweide hervor, als ein Sonnenstrahl das dumpfe Düster jener Zeit durchdringend, gleich als ein Trost für alle, welche am Vaterlande hätten verzagen mögen, als ein Banner, das siegesfroh im Sturme den Streitscharen voranweht. Wenigstens fällt das erste seiner, ihrer Zeit nach bestimmbaren Gedichte in das Jahr 1197, und das ist solchergestalt auch das erste seiner politischen Gedichte.

Walther von der Vogelweide ist der erste politisch-patriotische Dichter unsers Volkes, der erste deutsche

Sänger gewesen, der sich durch die Ereignisse seiner Zeit zu poetischem Ausdruck seiner Gefühle und Ueberzeugungen betreffs derselben hat drängen lassen. Als der Schöpfer einer neuen Dichtungsgattung, welche seitdem nie mehr verklungen ist, hat er dieselbe zugleich auf eine Höhe gehoben, oder zeigt er sich vielmehr in derselben in einer Vollendung in einer Beherrschung der Form und in einer Hingabe der ganzen Persönlichkeit an den Stoff, welche uns ehrfurchtsvoll zu ihm aufblicken läßt. Denn ein politisch-patriotischer Dichter zu sein *scheint* nur ein kleines, *ist* aber ein gar großes. Es ist dazu nicht genug, die Ereignisse der Zeit in dichterischer Sprache darzustellen, und den durch selbe geweckten Empfindungen, und wenn sie die edelsten und erhabensten wären, den entsprechenden Ausdruck zu verleihen: solche Dichtungen, vom Moment geboren, können vielleicht für den Moment wohl einschlagen wie der Blitz durch die düstre Sturmnacht, aber sie tragen noch nicht nothwendig die Gewähr in sich, daß sie eine dauernde Quelle des Lichts für die folgenden Geschlechter werden müssen. Dazu gehört, daß der Dichter zugleich auf der Zinne — nicht der Partei — sondern der Zeit stehe, daß er mit klarem, ungetrübtem Auge Umschau halten könne über alle Regungen und Strebungen der Mitlebenden, sie zu deuten verstehe aus den Thaten der Väter, sie abzuwägen im stande sei auf der Richterwage der in ihm lebendigen Moral seines Zeitalters wie der ewigen Sittlichkeitsgrundsätze und der Gottanschauung der menschlichen Gewissensoffenbarung: solch ein Mann, solch ein Dichter ist Walther. Unabhängig in sich selber hat er sich nach eigenem Entwicklungsgesetz aus sich selber geschaffen; vielfach finden wir ihn in scharfem Gegensatz zu sonst gleichstrebenden Freunden. Ein echter deutscher Mann stellt er sich aus diesem Grundzuge heraus dar. Freiheitsliebe;

Stolz auf Eigenart und selbständige Gestaltung des Vaterlandes; tiefe Frömmigkeit, nicht in die überlieferten Formen gezwängt, sondern auf das eigne Gewissen begründet; Sehnsucht nach dem eignen Heimwesen in deutschem Familiensinne, trotz unstillbarer Wanderlust; wahre Aufopferungsfähigkeit für das Gemeinwesen, auch in eigener Unterordnung unter Männer, deren Art ihm, dem feinfühlenden Sänger der Minne, sonst durchaus zuwider sein mußte; Rechtssinn, der unentwegt nach den gefestigten Normen, nicht nach selbstsüchtigen Motiven entscheidet; Treue, die dem Freunde noch tapfer das Wort redet, wo der Mächtigste der Erde über denselben kommt; Mannhaftigkeit im Rathe der Fürsten, im kühnen Tadel auch der Größten, in ernsten Vorwürfen wider weitverbreitete Auswüchse der Zeitrichtung; daneben die zartesten Klänge der Frauenliebe, lauter und rein von den Schlacken der Rohheit seines Jahrhunderts; die fröhlichsten Jubellieder innigen Naturgenusses, in welchen damals noch selten das Volksgemüth sich versenkte; die weisesten Sprüche der Jugenderziehung, der Lehre und Vermahnung an Jung und Alt —: das alles, und mehr noch, als sich hier so kurz sagen läßt, in wunderbarer Formvollendung und souveräner Herrschaft über eine Sprache, welche allerdings noch in ihrer urkräftigen Unmittelbarkeit und Realität, erst wenig abgeblaßt zu moderner Abstraction, in ihrer vokalischen Volltönigkeit und Weichheit, noch erst wenig verschliffen und zugespitzt, für den Dichter dichtete, wenn er sich ihr hinzugeben verstand, — das alles macht Walther von der Vogelweide zu dem echten vaterländischen Dichter seines Zeitalters, dessen Lieder und Sprüche noch heute erquicken, noch heute einschlagen in den Culturkampf unserer Tage mit scharfem Hiebe, mit um so schärferem, als sie uns lehren, wie dieser Kampf die eigenste Aufgabe unsers Volkes, uns

von den Vätern zum Durchkämpfen überantwortet ist; als sie uns in der einfachen Darstellung der einfacheren damaligen Verhältnisse um so deutlicher zeigen, wie die Bestrebungen des römischen Reichsfeindes bloße nackt-häßliche Herrschaftsgelüste sind, welche damals das noch unklare und gebundene Volksgewissen in ihren Dienst nahmen, und heute die nach Klarheit und Selbstbewußtheit ringenden Gewissen zu ihrem Vortheil hemmen und fesseln wollen. So steht Walther auf der Zinne der Zeit, und damit im edelsten Sinne auf der Zinne der Partei. Er kennt keine Partei für diesen oder jenen vereinzelten Zweck, der immer ganz wohl dem von gestern wie dem von morgen widerstreiten mag: er streitet für alles hohe, heilige und schöne, das Gott in das Menschenherz gesenkt hat, für das ewige, unwandelbare; er ist ein Führer der Partei der Gottesstreiter.

Als ein in sich fertiger, fester Mann tritt Walther 1197 mit dem ersten, seiner Entstehungszeit nach zu bestimmenden Gedichte zum „Wahlstreit“: Die drei Dinge vor uns hin. Wie, wo, wann ist er das geworden?

Wann Walther geboren, läßt sich bis jetzt nicht feststellen. Jedenfalls ist er 1197 bereits ein Mann von klarem Einblick in die Händel der Welt, und verräth eine Bestimmtheit und Umfassenheit des Urtheils, welche gereifte Erfahrung voraussetzt, so wie er die warme und frische Unmittelbarkeit der Empfindung zeigt, welche der Jugend eigen ist. Ein Alter zwischen 20 und 30 Jahren, auf der Grenzscheide zwischen Jüngling und Mann, muß er in jenem Jahre erreicht haben, und wahrlich dürfte die Phantasie nicht unbedingt oder all zu weit irre gehen müssen, wenn sie die Geburt des Mannes in die Jahreswende von 1174 versetzen möchte.

Ein Mann, dem Jüngling nahe — ein Jüngling, gereift zum Mann — so steht er plötzlich vor uns.

Auch wo er geboren, steht nicht unbedingt fest; Franken, Schwaben und Tirol streiten um die Ehre seiner Landsmannschaft. Für Schwaben sprechen gewisse Bezüge in Gedichten von Zeitgenossen Walthers, für Franken die Thatsache, daß er in den Gegenden am Main ein Lehen besessen, sich daselbst heimisch gefühlt hat, und auch in Würzburg begraben liegt. Die gewichtigsten Gründe aber scheinen jetzt die Frage für Tirol zu entscheiden, und Tirol hat auch bereits die Landsmannschaft Walthers durch glänzende Erinnerungsfestfeierlichkeiten anerkannt und für sich in anspruch genommen.

Ortsnamen, welche mit Vogel zusammengesetzt sind, Vogelhof, Vogelgarten, Vogelsang, Vogelberg ꝛc. gibt es in Deutschland in Menge. Vogelweide bedeutet in der Sprache des 12. Jahrhunderts einen Ort, wo Vögel gehegt werden oder sich sammeln. Naturgemäß finden sich solche Oertlichkeiten der Regel nach im Walde, fern vom Lärm des Menschenverkehrs, und sind gewiß also auch nicht grade vorzugsweise stattliche Wohnsitze reicher Geschlechter, sondern wohl meist die einfachen Gehöfte niederer Dienstmannen oder freier Bauern. Nun hat sich — nach Franz Pfeiffer (Einleitung zu seinem Walther von der Vogelweide, Leipzig, Brockhaus 1873) — in Tirol am Eisakfluß eine Oertlichkeit gefunden, eine Stunde westlich von Sterzing, zwischen Schellenberg und Mittenwalde, ein Wald, dessen zwei Theile noch heute Vorder- und Hintervogelweide genannt werden. Wenn ein Wohnwesen daselbst in der Folgezeit verschwunden wäre, so wäre das nicht wunderbar; denn es kann nicht bedeutend gewesen sein, wenn es dasselbe war, welches in dem deutsch geschriebenen Urbarbuche (Verzeichniß der Ein-

von den Vätern zum Durchkämpfen überantwortet ist; als sie uns in der einfachen Darstellung der einfacheren damaligen Verhältnisse um so deutlicher zeigen, wie die Bestrebungen des römischen Reichsfeindes bloße nackt-häßliche Herrschaftsgelüste sind, welche damals das noch unklare und gebundene Volksgewissen in ihren Dienst nahmen, und heute die nach Klarheit und Selbstbewußtheit ringenden Gewissen zu ihrem Vortheil hemmen und fesseln wollen. So steht Walther auf der Zinne der Zeit, und damit im edelsten Sinne auf der Zinne der Partei. Er kennt keine Partei für diesen oder jenen vereinzelten Zweck, der immer ganz wohl dem von gestern wie dem von morgen widerstreiten mag: er streitet für alles hohe, heilige und schöne, das Gott in das Menschenherz gesenkt hat, für das ewige, unwandelbare; er ist ein Führer der Partei der Gottesstreiter.

Als ein in sich fertiger, fester Mann tritt Walther 1197 mit dem ersten, seiner Entstehungszeit nach zu bestimmenden Gedichte zum „Wahlstreit“: Die drei Dinge vor uns hin. Wie, wo, wann ist er das geworden?

Wann Walther geboren, läßt sich bis jetzt nicht feststellen. Jedenfalls ist er 1197 bereits ein Mann von klarem Einblick in die Händel der Welt, und verräth eine Bestimmtheit und Umfassenheit des Urtheils, welche gereifte Erfahrung voraussetzt, so wie er die warme und frische Unmittelbarkeit der Empfindung zeigt, welche der Jugend eigen ist. Ein Alter zwischen 20 und 30 Jahren, auf der Grenzscheide zwischen Jüngling und Mann, muß er in jenem Jahre erreicht haben, und wahrlich dürfte die Phantasie nicht unbedingt oder all zu weit irre gehen müssen, wenn sie die Geburt des Mannes in die Jahreswende von 1174 versetzen möchte.

Ein Mann, dem Jüngling nahe — ein Jüngling, gereift zum Mann — so steht er plötzlich vor uns.

Auch wo er geboren, steht nicht unbedingt fest; Franken, Schwaben und Tirol streiten um die Ehre seiner Landsmannschaft. Für Schwaben sprechen gewisse Bezüge in Gedichten von Zeitgenossen Walthers, für Franken die Thatsache, daß er in den Gegenden am Main ein Lehen besessen, sich daselbst heimisch gefühlt hat, und auch in Würzburg begraben liegt. Die gewichtigsten Gründe aber scheinen jetzt die Frage für Tirol zu entscheiden, und Tirol hat auch bereits die Landsmannschaft Walthers durch glänzende Erinnerungsfestfeierlichkeiten anerkannt und für sich in anspruch genommen.

Ortsnamen, welche mit Vogel zusammengesetzt sind, Vogelhof, Vogelgarten, Vogelsang, Vogelberg ꝛc. gibt es in Deutschland in Menge. Vogelweide bedeutet in der Sprache des 12. Jahrhunderts einen Ort, wo Vögel gehegt werden oder sich sammeln. Naturgemäß finden sich solche Oertlichkeiten der Regel nach im Walde, fern vom Lärm des Menschenverkehrs, und sind gewiß also auch nicht grade vorzugsweise stattliche Wohnsitze reicher Geschlechter, sondern wohl meist die einfachen Gehöfte niederer Dienstmannen oder freier Bauern. Nun hat sich — nach Franz Pfeiffer (Einleitung zu seinem Walther von der Vogelweide, Leipzig, Brockhaus 1873) — in Tirol am Eisakfluß eine Oertlichkeit gefunden, eine Stunde westlich von Sterzing, zwischen Schellenberg und Mittenwalde, ein Wald, dessen zwei Theile noch heute Vorder- und Hintervogelweide genannt werden. Wenn ein Wohnwesen daselbst in der Folgezeit verschwunden wäre, so wäre das nicht wunderbar; denn es kann nicht bedeutend gewesen sein, wenn es dasselbe war, welches in dem deutsch geschriebenen Urbarbuche (Verzeichniß der Ein-

künfte des tirolischen Grafengeschlechtes) aus der Zeit des Grafen Meinhard von Tirol, der 1295 gestorben ist, zwischen Mittenwalde und Schellenberch aufgeführt steht mit der Angabe: datz Vogelweide an dem herbiste driu pfunt.*) Das kann kaum einen andren Wohnort bezeichnen, als das so eben erwähnte Waldgut, indem in den Urbarbüchern gewöhnlich die Ortschaften in topographischer Folge auftreten. Unbedeutend aber muß es, nach dem genannten Jahreszins zu urtheilen, gewesen sein; die neben demselben aufgeführten Höfe entrichten sechszehn, achtzehn und mehr Pfund jährlich. So mochte es leicht später mit irgend einem benachbarten Gut vereinigt werden und selber mit seinem Namen untergehen.

Für sich beweist dieser Fund Pfeiffers freilich nicht alles. Aber anderes damit zusammengehalten, wird dieses tirolische Waldgut Vogelweide als Geburtsort Walthers im höchsten Grade wahrscheinlich.

Die Liederhandschriften, aus denen wir die Kunde der Liederdichtung des Mittelalters schöpfen, sind aus den Liederbüchern, welche vielleicht fahrende Sänger, oder diese und jene Liebhaber des Gesanges sich angelegt haben, entstanden. Bei der ursprünglichen Sammlung sorgfältige Kritik zu üben war man nicht gewohnt, und so finden sich in den verschiedenen Handschriften mehrfach dieselben Lieder unter verschiedenen Namen, ja, sogar in einer und derselben Handschrift dasselbe Lied zweimal unter jedesmal anderem Namen. So sind es drei Sänger, deren Lieder zum Theil mit denen Walthers vermischt unter seinem Namen auf uns gekommen sind. Mit zweien derselben hat Walther jedenfalls in näheren Beziehungen gestanden, mit Reinmar (dem Alten), welcher augenscheinlich Walthers Sanglehrer gewesen, und mit

*) Das (Gut) Vogelweide im Herbste drei Pfund.

Ulrich von Singenberg, der Walther seinen Meister nennt. Der dritte, dessen Lieder aus denen Walthers haben ausgeschieden werden können, ist Leutolt von Seven, dessen Stammschloß Seven (das Römercastell Savione, jetzt Seben genannt) bei Brixen im Eisakthale liegt, wenige Meilen von Vogelweide entfernt. Wenn nun auch die Lebenszeit dieses Leutolt nicht bestimmt bis jetzt nachgewiesen ist, so spricht doch alles dafür, namentlich seine lyrische Kunst, daß er Walthers Zeitgenosse gewesen. Gewiß liegt es da nahe, aus der Vermischung der Lieder beider auf Beziehungen derselben zu einander zu schließen, und die würden hier in der Nachbarschaft und darauf begründeter Genossenschaft beruhen. Pfeiffers Forschung reiht diesen Betrachtungen noch mehr ähnliche an, so daß jetzt als ziemlich wahrscheinlich, wenn nicht als fast sicher gelten zu müssen scheint, Walther ist ein Tiroler gewesen, und das Vogelweide an der Eisak war sein Geburtsort.

Walther war, wenn auch nicht von vornehmer Abkunft aus angesehenem, begütertem Geschlecht, doch von edler Geburt. Seine Zeitgenossen, voran Wolfram von Eschenbach, der Walther persönlich gekannt hat, geben ihm den Titel hêr, welches Prädicat damals ausschließlich Leuten adelichen Standes zukam. Einzeln wird er auch meister genannt, dann aber immer in dem Sinne als Lehrer oder Meister der Sangeskunst; so nennt ihn Ulrich von Singenberg unsers sanges meister, und Reinmar von Brennenberg mînen meister von der Vogelweide. Um dies noch deutlicher erscheinen zu lassen, braucht man nur zu lesen, wie der Marner (um 1240) singt:

Lebt von der Vogelweide
noch mîn meister, hêr Walther etc.?

Armuth und enge Verhältnisse haben im heimatlichen

Waldthal das Talent gezeitigt, das Walther hinaustrieb in den Strom des öffentlichen Lebens, um die Palme zu erringen. Denn innerer Drang nach hohen Zielen genügt sich nicht im einfachen Gleichmaß täglich sich selber wiederholenden Lebens; er sucht die Gegensätze, um an ihnen sich zu messen und in ihrer Ausgleichung im eignen Innenleben sich selbst zu genügen. Um 1190 mag Walther, ein Jüngling noch, das stille Eisakthal verlassen haben, um in Oestreich „singen und sagen“ zu lernen.

Das schöne Donauland befand sich um die Zeit in blühendem Zustande. Die Babenbergischen Herzoge walteten mit starker Hand über Gesetz und Ordnung; die Bevölkerung gedieh an Zahl und Wohlstand, und Wien, der Sitz der prachtliebenden, Wissenschaft und Kunst mit freigebiger Hand pflegenden Fürsten, hieß schon damals die zweite Stadt des deutschen Reiches nächst dem volkreichen und wohlversehenen Köln am Rheine. Am Hofe dieser Fürsten fand Walther freundliche Aufnahme und Unterstützung, namentlich aber in Reinmar dem Alten den Meister seiner Kunst, wie er ihn sich nur wünschen konnte. Schöne Jahre verlebte er in Wien, Jahre des Strebens und freudigster Anerkennung desselben, Jahre jugendfrischer Hoffnungen auf die Zukunft, Jahre junger Liebesseligkeit und lieblichen Minnesanges, deren Erinnerung nie in ihm erblaßt ist. Sicher fallen in diese glückliche Zeit seine frischesten und zartesten Liebeslieder und Naturschilderungen, in denen des Dichters Herzblut so ganz und frisch pulsiert. Was Walther erfaßt, dem gibt er sich ganz und voll hin, und vertieft es in sich wie es vielleicht kein Dichter seiner Zeit thut, in lauterer Wahrhaftigkeit, in edler Gesinnung, in echter ungeschminkter Frömmigkeit. Seine Minne ist die volle reine Hingabe an das ewig Schöne, nicht Sinnenreiz, der auf nichts als

niedriger Selbstsucht beruht. Seine Freude an der Natur beruht in der Uebereinstimmung ihrer Schönheit mit den Regungen seines schönheitbedürftigen Herzens, also daß jene ihm nicht bloß schöne Bilder vor das Auge stellt, sondern ihm Stimmungen schafft, die ihn emporheben. Seine Frömmigkeit bleibt nicht in anerzogenen Formeln des Bekennens und Uebens stecken, sondern ist ein Ausfluß seines innerlichsten Herzens- und Ueberzeugungsdranges, und wirkt deshalb Streben nach Wahrheit in Glauben und Thun, wirkt ehrlich demüthige Selbsterkenntniß und gibt der strengen Forderung, daß überall Lehre und Handlung übereinstimmen sollen, erst die sittliche Wucht und den göttlichen Ernst. Diese Innerlichkeit Walthers begründet endlich seinen Humor, der nicht in Späßen, wie er sie an Neidhart, seinem Zeitgenossen, vielleicht zu rigoristisch verurtheilt, sein Genüge findet, sondern in heitrer Laune seine eigne Unvollkommenheit an seinen Idealen mißt und sich das: Du bist zu leicht befunden — zuruft.

Nur ein paar Proben aus den Liedern und Sprüchen Walthers mögen diese Worte über ihn begründen.

Gewalt der Minne.

Pfeiffer†) Nr. 28.

Wer gab dir, Minne, die Gewalt,
Daß du doch so allmächtig bist?
Du zwingest beide, jung und alt:
Dafür weiß niemand eine List.*)
Nun lob' ich Gott, da deine Band'
Mich sollen zwingen, daß ich's recht erkannt,
Wo würdiglich dein Dienst geschieht.
Ablaß' ich nimmer: Gnade, Königin, denn dir gehört mein Leben, bis es flieht.

*) Dagegen gibt es kein Mittel.

†) Ich bezeichne jedes Gedicht mit der Nummer desselben in Pfeiffers Ausgabe von Walther von der Vogelweide. Leipzig. Brockhaus. 1873.

Minne und Unminne.

Pfeiffer Nr. 33.

Wer sagt, daß Minne Sünde sei,
Soll sich vorher bedenken wol.
Ihr wohnt gar manche Ehre bei,
Der man mit Recht genießen soll.*)
Ihr folget feste Dauer und dazu Seligkeit:
Daß jemand einem übelthut, das ist ihr leid.
Die falsche Minne mein' ich nicht, die hieß' Unminne baß:**)
Der bleibt für alle Zeit mein Haß.

*) Wenn man ehrlich minnt.
**) baß = besser.

Wie scharf Walther reine Minne und bloßen Sinnencultus oder gar noch unedlere Motive der Minne scheidet, das drückt er auch darin aus, daß er den Namen Weib höher preist als den der Frau, welcher letztere damals noch vorzugsweise Herrin bedeutete.

Weib und Frau.

Pfeiffer Nr. 69.

Weib muß immer sein der Weiber schönster Name,
Und ehrt sie mehr denn Frau, so steht mir's vor der Seele.
Wär' nun eins, dem so zu heißen, dient' zu Grame,
Das merk' auf meinen Sang; danach es sorglich wähle!
Ist unweiblich manche Frau,
Ist das unter Weibern selten.
Weibes Nam' und Weibes Schau,
Diese beide lieblich gelten.
Wie's auch um die Frauen steht,
Weib zu sein doch über alles geht.
Zweifellob, das höhnet,*)
Oft thut's der Frauenname: Weib ist der Name, der sie alle krönet.

*) Zweideutiges oder zweifelhaftes Lob bringt Unehre.

Edle Weiblichkeit sucht also Walther bei den Frauen,

und grade deshalb vergißt er nie, die Würde des rechten Mannes der Minne gegenüber aufrecht zu erhalten.

Mannes Lob.

Pfeiffer Nr. 122.

Dem Weibe ist's ein Lob, daß man sie heißet schöne:
Dem Manne steht's so übel, daß man des ihn höhne.
Daß kühn und milde*) er, dazu beständig sei,
Das lobt ihn wohl, gar schön einander stehn die drei.
Wollt ihr es nicht verschmähn, so will ich es euch lehren,
Wie gutes Lob wir austheil'n, statt Unehren.
Seht in die Lent' hinein, wollt ihr erkennen wohl,
Daß man niemanden nach der Farbe loben soll.
Wohl mancher Mohr ist innen Tugend voll:
Wie rein ist manches Herz, wenn man's nur um wollt' kehren!

*) Mild = freigebig.

Drum auch hat Walther seine guten Waffen den Verläumdern gegenüber, welche daraus, daß er einen Unterschied macht zwischen guten und bösen Weibern, seine Lieder den Frauen überhaupt zu verdächtigen suchen.

Gegen die Neider und Verläumder.

Pfeiffer Nr. 59.

Die Zweifler sprechen, es sei alles todt,
Es lebe niemand, der noch singe.
Bedächten sie doch die gemeine Noth,
Wie alle Welt mit Sorgen ringe.
Kommt Sangestag, so soll man singen hör'n und sagen:
Ich kann noch über Wunder.
Ein kleines Vögelein hört' ich dasselbe klagen,
Da es sich duckte unter:
„Ich singe nicht, es will denn tagen."

Die Losen schelten guten Weibern meinen Sang,
Und sagen, daß ich übel ihrer denke.
Und stehn sie alle wider mich, ich sage Dank:
Der ist ein Feigling, dem die Waffe sänke.

Ob wohl von deutschen Frauen*) je wer gesprochen baß?
Nur daß ich freilich scheide
Die guten von den bösen. Seht, das ist ihr Haß.
Lobt' ich sie alle beide
Mit gleichem Maß — wie stünd' mir das?

Um eines bin ich hold euch, Haß und Neid:
So man als Boten aus euch sendet,
Daß immer gern ihr bei den besten seid
Und daß ihr eure Herren schändet.**)
Ihr Späher, so ihr keinen Biedern mögt erspähen,
Dem ihr sein' Ehr' verkehret,
So hebt euch heim in euer Haus; es muß geschehen:
Statt jenes ihr unehret
Verleg'nen Mund und scheles Wesen.

*) Bezieht sich auf Walthers Lied: Deutschland über alles (s. unten), welches also früher entstanden ist, als gegenwärtiges.

**) Wenn Haß und Neid bei jemand nichts zu schelten finden bringen sie dadurch ihrem Opfer Ehre und sich selber Schande.

Wenn in solchen Sprüchen und Liedern die Reflexion vorherrscht, so erhebt sich Walther doch allermeist in echt dichterischem Schwunge, wo die Minne sein Herz bewegt und ihm die Worte auf die Zunge legt. Auch davon sollen ein paar Proben folgen. Frühlings Lust und Herrlichkeit kommen nicht auf gegen edle schöne Frauen, die zierlich geschmückt, züchtig hinausschreiten zum Feste des Maien.

Frauen und Frühling.

Pfeiffer Nr. 5.

Wenn die Blumen aus dem Grase dringen,
Als ob sie lachten in die heitre Sonne
Am Morgen früh an einem Maientag,
Und die kleinen Vögelein süß singen
Die besten Weisen, die sie können: Wonne,
O Wonne, der sich kein' vergleichen mag!

Halb iſt's wohl, wie in dem Himmelreiche.
Soll ich es nun ſagen, was dem gleiche,
So ſage ich, was mir noch vielmal baß
In meinen Augen hat gethan, und noch es thäte, ſäh' ich das.

Wo ein' edle, ſchöne Fraue reine,
Feſtlich geſchmückt, das Haar wohl aufgebunden
Zur Kurzweil unter heitre Menſchen geht,
Hochgemuth anmuthig, nicht alleine,
Ein wenig um ſich ſchauend unter Stunden:
Alſo die Sonne vor den Sternen ſteht!
Bringe nur der Mai all ſeine Wunder,
Was iſt wohl ſo wonnigliches drunter,
Als ihr holdſelig minniglicher Leib?
Wir laſſen alle Blumen ſtehn, und ſtaunen an das werthe Weib.

Nun wohlan, wollt ihr die Wahrheit ſchauen,
So gehn wir zu des Maien Freudenfeſte!
Er iſt in allem ſeinem Glanz gekommen.
Seht ihn an, und dann ſeht ſchöne Frauen,
Welches von dieſen beiden ſei das beſte,
Ob ich das beſſ're Theil nicht hab genommen.
Ach, wer mich da wählen hieße,
Daß ich eines für das andre ließe:
Wie ſchnell, wie ſchnell dann träf' ich meine Wahl!
Herr Mai, kannſt meinthalb März ſein, eh' ich mein' Herrin miſſ' einmal.

Es wird Walther vorgeworfen, daß er die Anmuth des Herzens auch in der niedrig gebor'nen Maid verehrt, und er ſtellt doch ſolche echte Herzensſchönheit weit über Reichthum und Körperſchöne.

Schönheit und Anmuth.

Pfeiffer Nr. 14.

Herzeliebes Jungfräulein,
Gott geb' dir heut und immer Gut!

Könnt' ich beſſer denken dein,*)
Des hätt' ich williglichen Muth.
Was mag ich Dir ſagen je,
Als daß dir niemand holder iſt als ich? Das machet mir viel Weh.

Sie verweiſen mir, daß ich
So niedrem widme meinen Sang.
Daß ſie nicht vorſtellen ſich,
Was Liebe ſei, ſie han's nicht Dank.
Sie traf rechte Liebe nie:
Die nur nach Gut und Schönheit minnen, weh, wie minnen die!

Bei der Schönheit iſt oft Haß:
Zur Schönheit niemand greif' zu jach.
Liebe thut dem Herzen baß,
Der Liebe ſteht die Schönheit nach.
Liebe machet ſchön das Weib:
Das kann die Schönheit nicht, ſie machet nimmer lieben Leib.

Ich ertrag's, wie ich's ertrug,
Und wie ich's immer will ertragen.
Du biſt ſchön und reich genug.
Was wiſſen ſie davon zu ſagen?
Laß ſie, ich bin dir ja hold,
Und nehm' dein gläſern Ringelein für einer Kön'gin Gold.

Haſt du Treu und Stätigkeit,
So bin ich des ohne Sorge gar,
Daß mir jemals Herzeleid
Mit deinem Willen widerfahr'.
Haſt die zwei du aber nicht,
So müſſeſt mein du nimmer werden: Weh, wenn das geſchicht!

*) Ständen mir edlere Worte zu deinem Lobe zu gebote —

In ſolcher Treue und Beſtändigkeit hat die Liebe der Frau erſt die Macht, den Mann, den Geliebten, über alles Leid empor zu heben. Das größte Leid aber, das dem

Dichter widerfahren kann, iſt, wenn ihn ein Zweifel ankommen will, ob auch die friſche Empfänglichkeit für die Herrlichkeit der Welt ſich verlieren möge.

Troſt im Leide.

Pfeiffer Nr. 18.

Will denn niemand mehr ſein froh,
Daß wir immer nun in Sorge ſollten leben?
Weh, wie thun die Jungen ſo,
Die vor Freuden ſollten in den Lüften ſchweben!
Ich weiß anders nicht, wen ich drum rügen ſoll,
Wenn ich nicht die Reichen rüge und die Jungen.
Weil ſie unbezwungen
Von der Sorg', ſteht ihnen Trauer übel, Freude wohl.

Wie Frau Glück doch kleiden*) kann:
Armuth gibt ſie mir und dazu hohen Muth!
So gibt ſie manch reichem Mann
Kummermuth: o weh, was nützt ihm nun ſein Gut?
Die Frau Glück, wie ſie doch mein vergaß,
Daß ſie mir ſein Gut nicht gibt zu meinem Muthe,
Sie, die ſonſt ſo gute!
Stünde ihm mein Kummer doch bei Armuth wahrlich baß.

Wer geheime Sorg' auch trage,
Denk' nur an ein liebes Weib: er wird erlöſt —
Und gedenk' an lichte Tage:
Die Gedanken haben immer mich getröſt't.
Gegen die finſtern Tage hätt' ich Noth,
Wenn ich nicht mich richten wollte nach der Heide,
Die ſich ſchämt vor Leide:
Sieht den Wald ſie luſtig grünen, wird ſie immer roth.

Frau, wie ich gedenk an dich,
Wie dein reiner Leib erwählter Tugend pfleget,
Bleibe ſo! Du rührſt mich
Mitten in das Herz, das treue Liebe heget.

*) Ihre Gaben austheilen, Kleider zuſchneiden, die nicht zuſammen paſſen.

Lieb und lieber — das genügt mir nicht,
Nein, das allerliebste bist du, das ich meine:
Du bist mir alleine
Ueber alles, Frauе, was mir jemals auch geschicht.

In solchem Leide droht der Dichter wohl gar unterzugehen und sich zu verlieren, da ihm zu dem traurigen Zustand der Welt noch sein besondres Leid, wohl ein Herzeleid, daß er kein liebes Herz weiß, wohin er sich flüchten kann, auf der Seele lastet.

Trauriger Zustand der Welt.

Pfeiffer Nr. 65.

Die Greisen wollten's überkommen,
Die Welt befände trauriger sich nie,
Und hätt' an Freuden abgenommen.
Da stritt' ich zorn'gen Sinnes wider sie:
Sie möchten des gewalten,*)
Doch würd' es nimmer wahr.
Schwer ihre Red' mir war.
So stritt ich mit den Alten.
Sie haben Recht behalten
Nun wohl länger denn ein Jahr.

Mein Auge große Wunder sieht:
Die Uebleres verdienen mehr denn ich,
Daß denen schönes Heil geschieht.
O weh dir, Welt, wie steht es schlimm um dich!
Ist Gleichheit Gottes Lehre,
Der da dem Einen Sinn,
Dem Andern gibt Gewinn:
So dächt ich wohl vielmehre,
Ein reicher Thor, er wäre
Mehr nicht, als ich armer bin.

Hievor, da waren alle froh,
Da wollte niemand hören meine Klage.
Nun ist's doch ihrer manchen so,
Daß sie mir glauben, was ich ihnen sage.

Nun möge Gott uns wenden
All unsre groß' Arbeit,
Und geb' uns Seligkeit,
Daß wir kein' Sorg' mehr fänden.
O, brächt' ich's doch zu Enden!
Doch hab' ich noch sondres Leid.

*) Möchten sie das behaupten, doch würde ꝛc.

Dann aber jubelt unser Dichter wieder hell auf, wenn ihn ein schönes Augenpaar überzeugt, daß das Schöne, das Herzliebe nimmer ausstirbt im Menschengeschlecht; sieht er doch durch die Augen in ein schönes, treues Herz hinein. Solcher Jubel füllt ihm den Sinn Tag und Nacht, und gaukelt ihm süße Träume vor die Seele.

Liebestraum.

Pfeiffer Nr. 6.

„Nehmt, Frauc, diesen Kranz,"
Sprach ich zu einer wohlgestalten Magd,
So zieret ihr den Tanz
Mit all den schönen Blumen, die ihr tragt.
Hätt' ich viel edeles Gesteine,
Das müßt' auf euer Haupt;
Ob ihr mir's glaubt:
Seht meine Treue, wie ich's meine.

Ihr seid so wohlgethan.
Daß gern ich meinen Kranz euch geben will,
So schön, als ich es kann.
Der weiß' und rothen Blumen weiß ich viel.
Sie stehen fern in jener Heide:
Sie grüßen dort am Hang,
Bei Vogelsang
Da woll'n wir pflücken sie, wir beide.

Sie nahm, was ich ihr bot,
Dem Kinde gleich, das Zucht und Ehren hat;
Ihr' Wangen wurden roth,
Der Rose gleich, die bei der Lilje staht.

Da senkten sich die lichten Augen,
Sie neigten sich mir hold.
Das war mein Sold:
Mehr will zu sagen mir nicht taugen.*)

Mir däuchte, das mir nie
So lieb und froh wie da zu Muthe war:
Die Blumen, fielen sie
Doch in das Gras vom Baume um uns dar.
O seht, voll Freuden mußt ich lachen,
Da ich den Sel'gen gleich
Im Traume reich —:
Da tagt' es, und ich mußt' erwachen.

So lieb ist mir geschehn,
Daß ich den Sommer allen Jungfraun muß
Scharf in die Augen sehn:
Fänd' ich sie, das wär' meiner Sehnsucht Buß'.
Wer weiß, sie tanzt in diesem Tanze?
Ihr Frauen, seiet gut,
Rückt auf den Hut:**)
Ach, säh' ich sie hier unterm Kranze!

*) Taugen umgedeutet aus tougen = heimlich.

**) In Oestreich trugen die Frauen zu Walthers Zeit Schattenhüte, welche das Gesicht verdeckten.

Echt wie sein ganzes Wesen ist Walthers Frömmigkeit. Demüthig beugt er sich vor dem Unerforschlichen und bekennt seine menschliche Unzulänglichkeit.

Gottes Unerforschlichkeit.

Pfeiffer Nr. 158.

Du mächt'ger Gott, du bist so lang und bist so breit:
Gedächten wir des stets, daß unsere Arbeit
Wir nicht verlör'n! Ohn' Maß ist deine Macht und Ewigkeit.
Ich weiß aus mir: Wie sehr auch jemand danach trachtet,
So bleibt's, wie je, von unserem Verstehen weit.

Du bist zu groß, du bist zu klein: Was ihr euch dachtet,
Ihr dummen Gäuche, ob es taget oder nachtet:*)
Hofft ihr zu wissen, des noch keine Predigt würdig ist geachtet?

*) Ob es Tag oder Nacht ist; d. h. Was ihr auch mit Nachdenken durch Tag und Nacht euch abmüht.

Dieses demüthige Bekenntniß der Begränztheit des menschlichen Verstehens begleitet Walther mit freimüthigem Zugestehen seiner sittlichen Schwäche, welche ihn hindert, den Feind zu lieben wie einen Freund, oder wie sich selbst, und mit inniger Bitte um Gottes Gnade und Vergebung.

Bekenntniß.

Pfeiffer Nr. 137.

O hochgelobter Gott, wie selten ich dich preise!
Da ich von dir doch habe beide, Wort und Weise,
Wie darf ich also freveln unter deinem Reise?*)
Ich thue nicht die Werk', noch hab' ich wahre Liebe
Zu meinen Nebenchristen, Vater, und zu dir:
So hold bin ich der keinem, gleich als mir.
Herr Gott, Vater und Sohn, dein Geist lenk' meine Triebe!
Wie soll ich den doch lieben, der mir übels thut?
Mir will der immer lieber sein, der mir ist gut.
All andre Schuld vergib! In diesem bleibet fest mein Muth.

*) Reis = Scepter.

Wie Walthers ehrliche Frömmigkeit ihm die einschneidenden Mahnungen an Priester und Laien, von denen weiterhin Erwähnung geschehen soll, in den Mund gibt, so begeistert sie ihn auch zu ahnungsvollen Gesichten, da im Jahre 1207 Kometen, Sonnenfinsterniß ꝛc. die Menschheit erschrecken. Sie deuten ihm, wie damals allen, das Herannahen des jüngsten Tages. Das weckt ihn aber nicht bloß zu demüthiger Zerknirschung, sondern eben so sehr zu thatentschlossener Buße. Die Hand ans Werk, ruft Walther; zu viel ist bisher versäumt worden.

Vorzeichen des jüngsten Tages.

Pfeiffer Nr. 84.

Nun wachet, denn es naht der Tag,
Vor dem wohl Aengsten haben mag
Ein jeglich Christ und Jude, wie die Heiden.
Viel Zeichen haben wir gesehn,
Daran sein Nahen wir erspähn,
Als uns mit Wahrheit thät die Schrift bescheiden.

Die Sonn' hat ihren Schein verkehret,
Untreue ihren Samen ausgeleeret
Allüberall, auf allen Wegen:
Der Vater bei dem Kinde Untreu findet,
Der Bruder seinem Bruder lüget,
Der Pfaffen geistlich Leben trüget —:
So führ'n sie auf des Himmels Stegen!
Auf bläht Gewalt sich, Recht vorm Richter schwindet.
Ans Werk! Zu viel hat nieder hier gelegen!

Aber auch er selbst wird vor das Gericht treten müssen, und er ruft um Gnade.

Das jüngste Gericht.

Pfeiffer Nr. 89.

Ich höre alle Weisen sagen,
Daß ein Gericht sich soll zutragen,
Wie niemals eines mehr ward also strenge.
Der Richter spricht sonder Geduld:
„Ohn' Pfand und Bürgen zahl' dein' Schuld!"
Da wird wohl Mannes Rath ihm kurz und enge.

Nun, Jungfrau, hilf mir's hier besorgen,
Dieweil dort niemand mir will borgen,
Ob all der hohen Freude dein,
So dir der heil'ge Engel brachte,
Als den zu tragen er dir künd'te,
Daran dein' Wonne sich entzünd'te,

Der unſer ew'ges Heil ſoll ſein.
Der deiner Freud' von Anfang dachte,
Des Troſt helf' mir am Ende mein.

Auch der Freundſchaft hat Walther ſchöne Denkmäler geſetzt. Sein Meiſter in der Sangeskunſt, Reinmar der Alte, war ihm ein Freund geworden. Da er 1207 (oder kurz vorher) ſtarb, ſang Walther:

Klage um Reinmars Tod. I.

Pfeiffer Nr. 128.

O weh, daß Weisheit und daß Tugend,
Daß Mannes Schönheit und ſein' Jugend
Sich nicht vererben, ſo der Leib erſtirbt.
Das mag ein weiſer Mann wohl klagen,
Der meſſen kann das Leid und ſagen.
Reinmar, welch edle Kunſt mit dir verdirbt!
Mit allem Recht ſollſt du des immerfort genießen,
Daß dich des Tages mußte ſchwer verdrießen,
Wo du nicht gutes von den Frauen ſprachſt, von guter Weiber Sitten.
Das ſoll'n ſie ewig danken deiner Zungen.
Und hätt'ſt den einen Sang*) du nur geſungen:
„O wohl dir, Weib, wie rein dein Nam'!“ Du hätt'ſt geſtritten
Für Weibes Lob, daß jeglich Weib für dich die Gnade Gottes ſollte bitten.

---

*) Die Strophe Reinmars lautet:

O wohl dir, Weib, wie rein dein Nam'!
Wie ſanft er zu erkennen und zu nennen iſt!
Nichts ward jemals ſo lobeſam,
Als was in Güte du uns ſchaffeſt, wie du biſt.
Dein Lob in Worten niemand wohl vollenden kann.
Wes du in Treuen pflegſt, der iſt ein ſel'ger Mann,
Und mag viel gerne leben.
Du ſchenkeſt aller Welt ein' hohen Muth: magſt du auch mir ein wenig Freude geben?

Um so aufrichtiger erscheint uns Walthers Klage um Reinmar, da er selbst zugibt, daß Reinmar nicht völlig mit seinem Streben einverstanden gewesen. Wahrscheinlich hat Reinmar nicht gebilligt, daß Walther mit seinem Sange sich dem Vaterlande, den politischen Schicksalen desselben zugewendet. Der sinnige, sich in sich selbst versenkende Mensch begreift ja nicht immer das Hinaustreten des anderen auf den Markt, das Hineingreifen desselben in den Kampf um öffentliche Interessen. Walther klagt weiter:

Klage um Reinmars Tod. II.

Pfeiffer Nr. 128.

Fürwahr, Reinmar, du schmerzest mich
Gar vieles härter, denn ich dich,
  Wenn du noch lebtest, und ich wär' gestorben.
Ich will's bei meiner Treue sagen:
Dich selber will ich minder klagen —
  Ich klag' dein edle Kunst, daß die verdorben.
Du konntest aller Welt die Freude mehren,
Da du zu edlem Thun sie wolltest kehren.
  Mich schmerzt dein redekund'ger Mund und dein gar süßer Sang,
Daß der verklungen ist bei meiner Zeit.
Daß du nicht warteteſt, das ist mir leid!
  Ich leistete Gesellschaft dir: mein Sang währt nicht mehr lang.
  Doch deiner Seele wünsch' ich ew'ges Heil, und deine Zunge habe Dank.

So singt auch Walther das Lob des milden, d. i. des freigebigen, ihm befreundeten Landgrafen Hermann von Thüringen, der ihn an seinem Hofe aufgenommen hat. Zwar scheint Walther 1198 einen vergeblichen Versuch gemacht zu haben, einen Platz am Hofe zu Eisenach zu finden; vielleicht konnte der unberühmte Fremdling nicht durchdringen,

wo der sangesfrohe Landgraf die Meister des Gesanges um sich vereinigt hatte. Wenn aber auch Walther das Drängen und Treiben am Thüringer Hof verspottet, indem er den Staub von den Füßen schüttelt, so läßt er doch dem Landgrafen freudig Gerechtigkeit widerfahren.

Der Hof zu Thüringen.

Pfeiffer Nr. 99.

Wer an den Ohren siech ist und das Reißen hat,
Der meid' den Hof von Thüringen, das ist mein Rath.
Kommt er dahin, fürwahr, er wird verstöret.
Ich habe mich gedrängt, bis daß ich's nicht mehr mag:
Ein' Schar fährt ein, die andre aus, so Nacht wie Tag.
Groß Wunder ist's, wird man da noch gehöret.
Der Landgraf, er ist so gemuth't,
Daß er mit stolzen Helden seine Hab' verthut,
Deren ein jeder wohl ein guter Kämpe wäre.
Mir ist sein hoher Sinn wohl kund:
Und gält' ein Fuder Wein auch tausend Pfund,
Da stünde nie doch eines Ritters Becher leere.

Später singt Walther:

Thüringens Blume.

Pfeiffer Nr. 109.

Der milde Landgraf ist mein Herr, ich bin sein Ingesinde:
Es ist mein Brauch, daß man mich allzeit bei den Besten finde.
Die andern Fürsten sind wohl alle mild; jedoch
So stetig nicht: er war's und ist es noch.
Besser als sie weiß er damit zu fahren:
Er will mit Laune nicht sich wie der Mond gebaren.
Wer heuer schwelgt, und übers Jahr ist karg wie je,
Des Lob ergrünt und welket wie der Klee.
Thüringens Blume leuchtet noch im Schnee:
Sommer und Winter blüht ihr Lob wie in den Jugendjahren.

Wie aber Walther unerschütterliche Treue vom Freunde fordert:

Freundes Wankelmuth.

Pfeiffer Nr. 175.

Wer sich als Freund gewinnen läßt,
Dabei an Tugend ist der Best',
Daß er sich ohne Wanken läßt behalten,
Des Freundes mag man gerne sorglich walten.

Ich hatte einen Freund erkor'n
Wie eine Kugel so unstätte:
Wie gern ich ihn behalten hätte,
Doch mußt' ich geben ihn verlor'n.

— so beweist er solche Treue später seinem Landgrafen, da er ein muthiges Wort für ihn beim Kaiser Otto IV. (wahrscheinlich 1213) einlegt. Unten wird davon die Rede sein.

Ein Mann, der so an sich wie an den Mitmenschen Wahrheit sucht und fordert, und dabei weichen liebevollen Gemüthes die Dinge betrachtet wie sie sind, hat damit auch die Bedingungen echten Humors in sich. Auch den läßt Walther los, indem er singt:

Ungunst des Glückes.

Pfeiffer Nr. 29.

Frau Glück*) theilt Gaben rings um mich,
Und kehret mir den Rücken zu,
Versteht nicht zu erbarmen sich:
Ich weiß nicht, was ich dabei thu.

Unhold steht sie gegenüber mir:
Lauf ich um sie herum, bin ich doch immer hinter ihr,
Und sie geruhet nicht mich anzusehen.
Ich wollte, daß die Augen ihr im Nacken stünden,
So müßt' es wider ihren Willen doch geschehen.

*) Wegen seiner Wandelbarkeit wird das Glück als ein Weib behandelt.

Walther iſt nicht mit Glücksgütern geſegnet; dennoch macht er ein Teſtament, denn er hat doch manches zu vermachen.

Vermächtniß.

Pfeiffer Nr. 74.

Ich will nun theilen, eh' ich fahr',
Mein fahrend Gut und eig'nes viel,
Daß niemand darum ſtreite gar,
Als denen ich's beſcheiden will.

Mein Unglück, das vermach' ich jenen,
Die Haß und Neid's ſich gern gewöhnen,
Dazu all mein' Unſeligkeit.
Meine Schmerzen
Erben Lügenherzen,
Und mein thöricht Sinnen
Schaff ich denen, die mit Falſchheit minnen,
Den Frau'n mein liebeſehnend Leid.

Aber nein, zum Sterben iſt's noch nicht Zeit, alſo auch noch nicht zum Theilen der Habe. Der Dichter bittet damit zu warten; er hat etwas vernommen, wodurch er haufenweiſe die Weiber gewinnen könne, und fährt fort:

Doch wartet, laßt mich wiederkommen:
Jetzt weiß der Weiber Wünſch' ich wohl.
Ich hab ein Wort von ihn'n vernommen,
Damit ich manche gewinnen ſoll.

Ich will mein Leib und Seel' verſchwören:
Wie mag dann Eine mein ſich wehren?
Doch nein, Herr Gott, was ich da ſage!
Gott ſollte
Strafen, ſo er wollte,
Die ſo ſchwüren,
Daß die Augen ihnen aus dem Kopfe führen,
Und ſie ſich ſtießen einmal doch am Tage.

Walther besinnt sich also noch, und nimmt zurück, indem er Gottes Strafe auf solche Lästerer des Heiligen herabruft, die durch Verschwören von Leben und Seligkeit ein Weib gewinnen wollen. Der Verlust der Augen galt vorzugsweise als göttliche Strafe (Spr. 30, 17).

Selbstüberhebung verspottet Walther in folgender kleiner Fabel. Die Sechs am Würfel will mehr bedeuten als ihr zukommt, will eine Sieben gelten, was doch nicht möglich ist, und wird zur Drei.

Selbstüberhebung.

Pfeiffer Nr. 177.

Die Sechs wollt' sich gesieb'net han
In ihrem hoffärtigen Wahn:
So strebte üppig sie nach Uebermaße.
Wer über Maß verlangt nach breiter Straße,

Dem wird gar leicht ein enger Pfad.
Hoffärt'ge Sechs, du wirst zur Drei!
Dir war das Feld zur Sechse frei:
Nun duck' dich an der Dreie statt.

Sehr wohl mag das Selbstironie sein: Jugend, die nach hohen Zielen strebt, vergißt gar leicht zu bedenken, ob sie erreichbar sind. Walther mag in höherem Alter gar wohl mit Humor auf diese und jene Jugendbestrebung zurückgeblickt haben.

Wer so ungescheut sich selber ehrlich vor der Welt hinstellt, der darf dann auch die Stimme zum Strafen erheben, wo ihm Tadelnswerthes erscheint. Namentlich war Walthers Vorstellung von dem Adel der Sangeskunst eine sehr hohe, und er empfand es als eine Entweihung derselben, wenn sie sich an Stoffen versuchte, welche er unwürdig achtete. Nach seiner Entfernung von Wien und nach dem Tode

Reinmars des Alten ſcheint daſelbſt eine Art Dorfpoeſie Boden gewonnen zu haben, welche mit ihrer derben Natürlichkeit nach Walthers Auffaſſung nur um die Gunſt des großen Haufens buhlte. Nithart wird als der Vertreter dieſer, dem feinſinnigen Walther verdammlich ſcheinenden Richtung, anzuſehen ſein, und gegen ihn kann recht wohl die Klage Walthers über den Verfall der Kunſt gerichtet ſein. Darf man Walthers Berufung an Herzog Leopold damit in Beziehung bringen, ſo mag jener Angriff auf Nithart unſerm Walther mannigfache Anfeindung und Beſchuldigung eingebracht haben, wogegen er denn dieſe Berufung einlegt. Dann fallen beide Gedichte in die Jahre nach 1219, da Walthers Kunſt noch 1217 und 1219 augenſcheinlich in Wien in unbeſtrittenem Anſehen ſteht.

Klage über den Verfall der Kunſt.

Pfeiffer Nr. 72.

Wehe, wehe, würd'ges Singen,
Daß dich ungeſchlachte Töne
Sollten je vom Hof verdringen!
Daß ſie balde Gott ſelbſt höhne!
Deine Würde, ach, daniederlieget.
Des ſind alle deine Freund' unfroh.
Muß das alſo ſein, ſo ſei es ſo:
Frau Unfug', ihr habt geſieget.

Der zurück uns Freude brächte,
Die da recht und würdig wäre,
Hei, wie wohl man des gedächte,
Wo von ihm man ſagt' die Mähre!
Das wär' wohl ein edelfroher Muth,
Wie man ihn nur immer wünſchen ſoll.
Frau'n und Herren ziemt' es wohl:
Wehe, daß es niemand thut!

Die das edle Singen ſtören,
Der ſind unvergleichlich mehre,
Als die ſelbes gerne hören.
Drum folg' ich der alten Lehre:
Wahrlich, mich verlangt nicht nach der Mühle,
Wo der Stein ſo knarrend um ſich dreht,
Und das Rad ſo klappernd geht,
Sagt, wer treibt da Harfenſpiele!

Lieder, die ſo bäuriſch ſchallen,
Der muß ich vor Zorne lachen,
Derer auch, die ein Gefallen
Haben an ſolch rohen Sachen.
Wie die Fröſche in dem See ſie thun,
Denen ihr Geſchrei alſo behaget,
Daß die Nachtigal verzaget,
So ſie gerne ſänge nun.

Wer die Burſche ſchweigen hieße —
Wie man dem vor Freuden ſänge!
Wer ſie von den Burgen ſtieße,
Daß ihr Lied kein Ohr mehr zwänge!
Wenn die Fürſtenhöfe wär'n benommen
Ihnen, das wär' nach dem Sinne mein:
Bei den Bauern möcht's wohl ſein,
Daher ſind ſie auch gekommen.

Berufung an Herzog Leopold.

Pfeiffer Nr. 107.

Nun will ich ſchneidigen Geſanges mich befleißen:
Wo ich beſcheiden bat, will ich befehl'n und heißen.
Ich ſeh' wohl, daß man Herrengut und Weibesgruß
Gewaltſam, ungezogenlich erſtreiten muß.
Sing' ich höfiſchen Sang, ſo klagen ſie es Stollen.
wahrlich, Zorn gewinn' ich noch zum vollen:

Für ihre Bosheit stopf' ich ihnen voll den Kragen.
In Oesterreich ich singen lernt' und sagen,
Da will zu allererst ich mich beklagen:
Find' ich bei Leupold Trost, will ich nicht länger grollen.

Stolle mag ein Hauptwortführer gegen Walther gewesen sein. Walther fühlt sich aber seinen Gegnern gewachsen, sogar, wenn es sein muß, in Bosheiten, mit denen er ihnen den Mund stopfen will, wenn sie es gar zu toll treiben. Doch soll Leopold, der Fürst Oestreichs, wo Walther „singen lernt' und sagen," vorerst seinen Spruch abgeben; erkennt Leopold Walther an, so will Walther sich um das Geschmeiß nicht kümmern. Zu vertheidigen weiß er sich aber:

Wie du mir, so ich dir.

Pfeiffer Nr. 176.

Wer mir schlüpfrig ist wie Eis,
Mich anfaßt in Balles Weis',
Roll' ich dem mich als ein Ball zusammen.
Soll man's nicht als Unbestand verdammen,
Dieweil ich dem getreuen Freunde bin
Unveränderlich und fest gefüget.
Wessen Sinn in Farben bunt mir lüget,
Bald so bald so, dem kugl' ich als ein Ball mich hin.

Man hatte vielleicht Walther unbeständig gescholten, weil er unzuverlässigen Leuten gleiches mit gleichem vergolten hatte, während er doch sonst die Beständigkeit vor allem pries. Der rollende Ball, das schlüpfrige Eis, das farbenwechselnde Chamäleon sind Symbole der Unbeständigkeit.

Das ist nun der Mann, der mit seinem Sang in die Geschicke des Vaterlandes eingriff, der erste patriotische Sänger der Deutschen. Und daß sein Gesang gehört ward, dafür haben wir Zeugnisse; sie lehren uns den Einfluß des Dichters auf den Gang der Ereignisse in Deutschland, welche er mit seinen Liedern und Sprüchen begleitet, schätzen. Es ist ja uns Deutschen gemein, daß wir die Geschicke der Nation jeder für sich in Beziehung setzen zu dem Wohlbefinden der eignen Seele, daß wir Leid und Freude des Vaterlandes als eignes Leid und als eigne Freude empfinden, nicht also einfach äußerlich mit durchleben und nackt und bloß als Ruhm oder Schande belobigen oder bejammern, sondern selbige innerlich mit erleben, uns selbst und den Volksgenossen Seele und Gemüth dran erbauend, oder mit scharfem Messer aus dem leidenden Körper der Nation herausschneidend, was Verderben droht. Das ist unser deutscher Individualismus, der sich trotz aller Eigenart ganz und voll in den Dienst des Vaterlandes stellt. Das ist unser Walther von der Vogelweide, den wir jetzt durch drei Decennien hindurch begleiten wollen, welche eine Kette der düstersten Geschicke über unser Deutschland werfen sollten, und wir werden sehen, welche Gestalt dieselben in dem Dichtergemüth gewannen, das so frisch empfänglich, so rein selbstlos, so klar aufrichtig, so ungefärbt fromm war.

An die Spitze dieser Gedichte Walthers setze ich eines: Deutschland über alles, welches vielleicht nicht der älteste seiner vaterländischen Töne ist, aber so herrlich die Freude des Sängers am Vaterlande verkündet, daß es werth ist den Reigen zu führen. Es ist vielleicht nach 1197 gedichtet, denn es deutet auf ausgedehnte Wanderungen Walthers hin „von der Elbe bis zum Rheine und von dannen bis zum Ungerland.“ Aber vor 1197 ist uns von Wande-

rungen des Dichters bloß nichts bekannt; dagegen tritt er uns in jenem Jahre als ein so welterfahrener, reifer Mann entgegen, daß wir es fast als zweifellos ansehen müssen, wie er schon vorher die Welt am Wanderstabe durchmessen hat. So könnten also sehr wohl auch schon vor 1197 jene Hindeutungen in solch ein Lied verwoben sein, und dann gehörte es schon um der Zeit willen an die Spitze der patriotischen Klänge Walthers. Jedenfalls aber ist das Lied früher entstanden als das oben S. 26 mitgetheilte: Gegen die Neider und Verläumder, worin er sich auf das Lied: Deutschland über alles bezieht: „Ob wohl von deutschen Frau'n je wer gesprochen baß?" Daraus geht dann noch hervor, daß Walther dies sein Lied allgemein bekannt weiß. Aus dem Jahre 1227 haben wir ein anderes Zeugniß dafür. Ritter Ulrich von Lichtenstein macht zu Ehren seiner erwählten Herrin eine Ritterfahrt als Königin Venus von Venedig bis in Böheim, und besteht mit allen Rittern, die sich ihm entgegenstellen, zu Ehren seiner Herrin Speerkämpfe. Auf dieser Fahrt begegnet ihm unweit Wien ein Bote mit guter Botschaft von seiner Herrin, darf Ulrich aber seiner Verkleidung wegen nicht anreden. Da singt er, seinem Herrn nachreitend, um ihn wissen zu lassen, daß er gute Botschaft bringt: „Ihr sollt sprechen: Sei willkommen! Der euch Mähre bringet, das bin ich ꝛc." Ulrich aber erzählt nachher: (Frauendienst. Aventiure, wi der Uolrich in künneginne wise fuor durch diu lant mit ritterscheften, 17 mai, montag)

Das Lied mir in das Herze klang,
Was da der kluge Knecht mir sang.
Es that gar inniglich mir wohl,
Denn ich ward davon Freuden voll.

Es däucht mir ſüß, es däucht mir gut,
Von ihm ward ich gar hochgemuth.
Der Muth auf Hoffnung mir ſtand hoh.
Nun hört das Lied. Es ſprach alſo:
„Ihr ſollt ſprechen: Sei willkommen!“ ꝛc.

Walthers Lied lebt alſo in aller Munde. Der niedere Dienſtmann ſingt es, und ſein Herr verſteht die mit demſelben in dem beſonderen Falle beabſichtigte Andeutung

Deutſchland über alles.

(Vielleicht vor 1197).
Pfeiffer Nr. 39.

Ihr ſollt ſprechen: Sei willkommen!
Der euch Mähre bringet, das bin ich.
Was bisher ihr habt vernommen,
Das iſt eitel Wind: jetzt fraget mich!
Lohn ich aber bitte:
Wird der irgend gut,
Sag' ich euch vielleichte, was euch ſänftlich thut.
Sorgt, was man mir Ehren biete.

Ich will deutſchen Frauen ſagen
Solche Mähre, daß ſie deſto baß
Sollen aller Welt behagen;
Ohne großen Lohn gern thu' ich das.
Was wollt' ich auch Löhne?
Sie ſind mir zu hehr:
Ich beſcheide mich, und bitte gar nichts mehr,
Als daß ſie mich grüßen ſchöne.

Lande hab' ich viel geſehen,
Und nahm gern das Beſte drinnen wahr:
Uebel müſſe mir geſchehen,
Käme je mein Herze in Gefahr,
Daß ihm wohlgefallen
Sollte fremder Brauch.
Wollt' ich grundlos rühmen, hülfe mir das auch?
Deutſche Zucht ragt hoch vor allen.

Von der Elbe bis zum Rheine
Und von dannen bis zum Ungerland
Wohnen wohl die Besten: keine
Ich so irgend auf der Erde fand.
Weiß ich recht zu schauen
Trefflich Zucht und Leib —
Helf' mir Gott, ich schwör' es, daß ein deutsches Weib
Besser ist, denn andre Frauen.

Deutscher Mann ist wohlgezogen,
Recht als Engel ist das Weib gethan.
Wer sie schilt, der ist betrogen,
Ich kann's wahrlich anders nicht verstahn.
Tugend, reine Minne,
Wer die suchen will,
Komm' in unser Land, da ist der Wonne viel.
Lange müss' ich leben drinne!

Als Walthers Gönner, Herzog Friedrich der Katholische von Oestreich, im April 1198 in Palästina gefallen war, verließ unser Dichter Wien. Wanderlust und Mißbehagen an Friedrichs Nachfolger, Leopold VII., welcher im Anfange dem Dichter weniger günstig gestimmt war wie jener, führten ihn hinweg. Es war aber die Zeit, wo Kaiser Heinrich VI. gestorben war und plötzlich der alte Parteikampf zwischen Welfen und Waiblingern wieder in hellen Flammen emporlohete, das Reich mit Verwirrung und Gräuel füllend. Den 3jährigen Sohn Heinrichs VI., den nachmaligen Kaiser Friedrich II., hatte man in Deutschland zum Könige krönen wollen; als die mächtige Hand des Vaters aber erstarrt lag, verließ alles was welfisch war, und ebenso Papst Innocenz III., das bereits anerkannte Recht des unmündigen Kindes, dessen treuer Oheim und Vormund, Philipp, vergeblich sich mühte, dasselbe aufrecht zu halten. In diese verworrenen Verhältnisse taucht Walthers Gedicht: Der Wahl-

ſtreit I. In trübes Sinnen verloren ſitzt der Dichter und klagt, daß Ehre und Beſitz und Gnade bei Gott, die drei höchſten Güter der Menſchen, im Reiche gefährdet ſind, weil Friede und Recht ſchwer wund daniederliegen. Die Stellung, in welcher Walther ſich ſelber beſchreibt, gilt für die Darſtellung ſinnender Nachdenklichkeit; in derſelben iſt Walther in alten Handſchriften ſeiner Lieder (Pariſer, Weingartener Handſchriften) abgebildet. Kurz Literaturgeſchichte I. 54 hat ſie nachgebildet.

Der Wahlſtreit I. 1197.

(Die drei Dinge.)

Pfeiffer Nr. 81.

Ich ſaß auf einem Steine,
Und deckte Bein mit Beine.
Darauf ſtützt ich den Ellenbogen;
Und nieder auf mein' Hand gebogen
Hatt' ich mein Kinn und meine Wange.
Da dacht' ich nach ſchwer bange,
Wie in der Welt man ſollte leben.
Rath konnt' ich keinen geben,
Wie man drei Ding' erwürbe,
Daß deren keins verdürbe.
Zweie ſind Ehr' und fahrend Gut, —
Eins oft dem andern Schaden thut; —
Und Gottes Huld, die iſt das Dritte,
Mehr als die zwei werth aller Bitte.
Die hätt' ich gern in einem Schrein.
Doch leider mag das nimmer ſein,
Denn Gut und weltlich Ehr'
Mit Gottes Hulden ſchwer
Zuſammen in ein Herze kommen.
Dazu ſind Steig und Weg benommen:
Untreue liegt im Hinterhalt,
Auf allen Straßen fährt Gewalt.

Fried' und Recht sind schwere wund:
Die dreie haben kein Geleit,
Eh' nicht die zweie sind gesund.

Wie nun Philipp einsehen mußte, daß seine Bestrebungen für den Neffen vergeblich waren, bewarb er sich selber um die Krone. Walther mahnt sein Volk, sich schnell einen König zu erkiesen, und zwar Philipp. Festes und gerechtes Gericht habe jedes Volk nöthig, wenn es gedeihen soll. Walther benennt in dem folgenden Spruche die deutsche Königskrone nach dem großen, schönen, in seiner Art einzigen Edelstein in derselben, welcher davon der Waise heißt.

Der Wahlstreit II. 1198.

(Der Waise.)

Pfeiffer Nr. 81.

Ich hört' ein Wasser klingen,
Und sah die Fische springen;
Ich sah, was war in dieser Welt,
Laub, Gras und Rohr, und Wald und Feld.
Was kriechet und was flieget,
Was sich auf Beinen wieget —
Ich sah es, und ich sag' euch das,
Der' keines lebet ohne Haß.
Das Wild und das Gewürme
Thut's nicht ohn' Kampfgestürme;
So machen's auch die Vöglelein.
In einem nur sie einig sein:
Sie dünken sich gar nichte,
Sie schüfen stark Gerichte:
Sie kiesen Könige und Recht,
Sie setzen Herren ein und Knecht'.
O weh dir, deutsche Zunge,
Wie steht dein Ordenunge,

Daß nun die Mücke ihren König hat,
Und daß dein' Ehre dir also zergaht!
Bekehre, schnell bekehre dich!
Die Goldreif'*) sind zu hoffärtig,
Die kleinen Kön'ge**) drängen dich:
Philippo setz' den Waisen auf,
Vor ihm sie heiße beugen sich.

*) Die deutschen Reichsfürsten.
**) Philipps Mitbewerber um die Krone, die klein an Recht dazu sind.

Unterdessen hat Walther Deutschland durchwandert, scheint am Thüringer Hof vergeblich Aufnahme gesucht zu haben (s. v. pag. 33), und wendet sich dann an den Hof Philipps von Schwaben. Nun singt er:

Neuer Lebensmuth. 1198.

Pfeiffer Nr. 98.

Da Friederich von Oestreich starb,
Weil er der Seele Heil erwarb,*)
Das beugt' den stolzen Schritt mir an die Erde.
Da schlich ich wie ein Pfau so hin,**)
Mein Haupt hieng nieder zu den Knien:
Da endigt' ich's nach meinem vollen Werthe.***)

Ich bin an einen warmen Herd gekommen,
Des Reiches Kron' hat mich zu sich genommen.
Heida, wer will nun tanzen nach der Geigen!
Für meine Noth ist mir geworden Buß':
Nun kann ich wieder feste setzen meinen Fuß,
Nun kann der Muth mir wieder freudig steigen.

*) Er verlor das Leben auf dem Kreuzzuge.
**) Mit dem Schweif am Boden hinschleifend.
***) Den Zustand hielt ich meiner unwürdig und änderte ihn.

Walther hat also daselbst Aufnahme gefunden und begleitet den König Philipp zur Krönung nach Mainz, wo

dieſelbe am 8. September 1198 geſchehen iſt. Er beſingt ſie in dem Gedicht:

Der Weiſe.

Pfeiffer Nr. 97.

Die Kron' iſt älter denn der König Philipp iſt:
O Wunder, wie du herrlich da zu ſchauen biſt,
Wie ihm der Goldſchmied ſie ſo paſſend hat bereitet.*)
Sein kaiſerliches Haupt ihr ſtehet alſo wohl.
Daß ſie zu Recht, wer treu iſt, nimmer ſcheiden ſoll,
Denn eins das andere zu höchſten Ehren leitet.
Sie leuchten beid' einander an,
Das edele Geſteine und der junge Mann:
Die Augenweide gern die Fürſten ſehen.
Wer ſchwankt, des Reiches irre geht,
Der ſchaue, wem der Waiſe ob dem Nacken ſteht:
Dem Stein als Leitſtern nach die Fürſten gehen.

*) Die Krone wurde jedesmal vor der Krönung dem Kopfe des neuen Königs angepaßt.

Aber Philipps Gegenkönig Otto IV. von Braunſchweig, der Sohn Heinrichs des Löwen, war ſchon am 12. Juli desſelben Jahres in Aachen, wenn auch nicht mit der echten Krone gekrönt worden, und der Bürgerkrieg entbrannte. Walther mahnt deshalb die Schwankenden, zu gedenken, daß Philipp die echte Krone, den Waiſen, trage, und ſich ihm zuzuwenden. Ihn ſelber kettet jedoch nicht bloß das größere Recht, ſondern namentlich auch die Geiſtesverwandtſchaft an die edle Perſönlichkeit des jungen Hohenſtaufen. Das klingt aus dem folgenden Spruche heraus, in welchem er das würdevolle, kaiſerliche Auftreten desſelben preiſt. Die Königin iſt Irene, die Tochter des byzantiniſchen Kaiſers Iſaak Angelus, welche, zuerſt die Verlobte Rogers, des Sohnes Tancreds von Sicilien, des unterlegenen Gegners Heinrichs VI., nachher von dieſem ſeinem Bruder Philipp zur

Frau gegeben war. Zu Pfingsten 1197 war auf dem Gunzenlee bei Augsburg die Hochzeit gefeiert worden. In Deutschland hieß sie Maria; daher Walthers Attribute für sie: „Rose ohne Dorn, Taube sonder Galle," welche sonst nur der heiligen Jungfrau zuerkannt wurden. Philipp feierte das Weihnachtsfest 1199 zu Magdeburg und Walther ist selbst zugegen gewesen.

Der Hoftag zu Magdeburg. 1199.
(König Philipps Krönung).

Pfeiffer Nr 100.

Es gieng am Tag, da unser Heiland ward geboren
Von einer Magd, die ihm zur Mutter war erkoren,
Zu Magdeburg der König Philipp, hehr an Würde.
Da gieng ein's Kaisers Bruder und ein's Kaisers Kind
In seinem Schmuck, des helle Ehren dreifach*) sind,
Er trug des Reiches Scepter und der Krone Bürde.

Langsam er schritt, nicht ungestüm,
Ein' hochgebor'ne Kön'gin folgte würdig ihm,
Ros' ohne Dorn, ein' Taube sonder Gallen.
Solch Glanz war nirgend anderswo:
Die Thüringe und Sachsen dienten ihm also,
Daß es den Weisen mußte wohl gefallen.

*) Als König von Deutschland, als Kaiser Friedrich Rothbarts Sohn und Kaiser Heinrichs VI. Bruder. Die Kaiserkrone hat er nie erhalten.

Die Freudigkeit Walthers konnte nicht lange bestehen; die Verwirrung im Vaterlande wuchs. Der, auf den beide streitende Parteien ihre Augen richteten, der Papst Innocenz III., entschied sich für keinen der beiden streitenden Könige, sondern hatte seine Herrschaftsgelüste im Auge, und dachte nur, sich jeden für den Fall des Obsiegens zum Freunde zu halten, mittlerweile aber beide durch Hinhalten

zu schwächen. Walther beklagt das tief, weil dadurch nicht bloß das Reich, sondern namentlich auch die Kirche selber Schaden leiden müsse. „O weh, der Papst ist allzu jung!“ klagt er. Ihm mangelt die Erfahrung. Innocenz war bei seiner Wahl, am 8. Januar 1198 erst 37 Jahre alt. Im Sommer 1201, am 29. Juni, hatte der Papst durch seinen Cardinallegaten zu Neuß den Bann über Philipp und seine Getreuen verhängen lassen.

Der Wahlstreit III. 1201.

(Der Klausner).

Pfeiffer Nr. 81.

Ich thät im stillen schauen
Nach Männern und nach Frauen.
Ich hörte und vernahm gemach,
Was jedes that, was jedes sprach.
In Rom, da hört' ich lügen,
Zween Könige betrügen.
Davon erhub sich solch ein Streit,
Wie keiner zu jeweicher Zeit.
Da thäten sich entzweien
Die Pfaffen und die Laien.
Das war ein Noth vor aller Noth.
Da lagen Leib und Seele todt.
Die Pfaffen stritten sehr:
Doch ward der Laien mehr.
Da legten sie die Schwerter nieder,
Und griffen zu der Stola wieder:
Sie bannten, den sie wollten,
Nicht aber, den sie sollten.
Da störte man gar Gottes Haus.
Ich hörte fern in einer Klaus'
Viel jammerbittres Klagen:
Den Klausner hört' ich sagen —
Er weinte Gott sein bittres Leid:
„O weh, der Papst ist allzu jung!
Hilf, Herr Gott, deiner Christenheit!“

Die zwei Könige, welche Walther in Rom betrogen sein läßt, könnten Philipp und Otto IV. sein, wenn nicht Walther den letzten wahrscheinlich gar nicht als König angesehen haben will; eher meint er deshalb wohl Philipp und seinen Neffen Friedrich von Sicilien, welche Innocenz beide um ihr Recht betrügt.

Augenscheinlich hält sich Walther schon nicht mehr am Hofe Philipps auf; wo aber läßt sich schwerlich bestimmen, vielleicht wieder in Wien, wo ihm Leopold schon jetzt günstiger geworden sein mag. Aber mit fester Treue steht der Dichter im Streite um die deutsche Krone auf Philipps Seite, und als sich nach und nach das Glück der Waffen mehr und mehr für ihn entscheidet, und Ottos Anhänger einer nach dem andern zu ihm übergehen, mahnt Walther ihn, durch Freigebigkeit (Milde) zu fesseln, wer sich zu ihm wende.

Lohn der Freigebigkeit. 1204.

Pfeiffer Nr. 102.

Philippus, König hehre,
Sie bringen alle dir der Treue Wort,
Und wünschen Lieb' nach Leide.
Du hast nun Gut und Ehre,
Das ist wohl wahrlich zweier Kön'ge Hort:
Laß sie der Milde beide.

Der Milde Lohn ist so die Saat,
Die wonniglich und reich aufgaht,
Danach man sie gestreuet hat:
Vertheile milde deine Schätze!
Welch König milde geben kann,
Gewinnt, was sonst er nie gewann.
Wie Alexander klug drauf sann!
Er gab und gab, daß Mild' ihm alles reich ersetze.

Alexanders Freigebigkeit ist historisch, und wird von den Dichtern des Mittelalters als sprichwörtlich behandelt. Aehnlich nennt Walther in dem folgenden Spruche den Sultan Saladin, dessen Ausspruch bei Walther freilich sonst nirgend erwähnt wird, aber für seine Freigebigkeit bezeichnend ist. Richard Löwenherz, der in demselben Spruche erwähnt wird, muß — so meint Walther — freigebig gewesen sein, sonst hätten nicht seine Freunde ein so hohes Lösegeld für ihn (50000 Pfund Silber an Kaiser Heinrich VI. und 20000 Pfund an Leopold VI. von Oestreich) aufgebracht. Philipp ist nun so freigebig, daß er nicht einmal das eigne Hausgut schont; dennoch kann er's nicht allen recht machen. Walther mahnt ihn, sich dadurch nicht milde im Geben machen zu lassen.

Ermahnung zur Freigebigkeit. 1204.

Pfeiffer Nr. 101.

O König Philipp, die dir ängstlich*) nachspäh'n, zeihen dich,
Du seist nicht mild aus gut'gem Herzen: da bedünket mich,
Wie du damit verlierst um vieles mehre.
Du möchtest lieber frohen Sinnes geben tausend Pfund
Denn dreißigtausend ungern, ohne Dank. Ist dir nicht kund,
Wie man erwirbt mit Gaben Preis und Ehre?

Des milden Saladin gedenke fein:
Der sprach, es sollte Königs Hand durchlöchert sein,
So werde sie gefürchtet und dazu geliebet.
Gedenke auch an den von Engelland,
Wie theuer man den löst' um seine milde Hand.
Ein Schaden ist doch gut, der zwiefach Nutzen giebet.

*) Die Unzufriedenen, welche nicht genug beschenkt zu sein glauben, und nun spähen, wer wohl reichlicher begabt wird.

Das steigende Glück Philipps scheint nun nach und nach das Reich zu sichern, und Walther wendet sich — nicht

grade ab, wohl aber, beruhigt über das endliche Schicksal des Vaterlandes, wendet er sich wieder anderen Interessen zu. Das Schicksal des griechischen Kaiserthums, das durch die Kreuzzügler 1204 auf eine Zeitlang gestürzt und in eine Reihe kleiner Herrschaften zerstückelt worden, lenkt ihn jedoch noch einmal auf das Schicksal, welches Deutschland hätte treffen können. Es ist aber glücklich abgelenkt, und Walther kann in köstlichem Humor desselben gedenken. Er vergleicht das Reich einem Braten, den die Köche, die Fürsten, zerlegen, der aber für so viele doch zu klein sein möchte. Dann schließt er aber mit ernster Mahnung.

Der Fürsten Braten. 1205. (f)

Pfeiffer Nr. 108.

Man soll den Köchen rathen,
Da es nun einmal schlimm mit ihnen steht,
Daß sie doch ja nicht sich zu nahe thun,
Daß sie der Fürsten Braten
Doch mögen, wenn es irgend, irgend geht,
Um einen Daumen dicker schneiden nun.

In Griechenland ein Braten ward zerschnitten,
Das thaten Hände mit gar argen Sitten.
Wohl wäre wahrlich besser das vermieden.
Der Braten war zu dünne:
Davon der Herr mußt vor die Thür.
Die Fürsten saßen an der Kür.
Wer so das Reich verlör' durch ihre Gier,
Dem wäre besser, daß er's nie gewinne.

Walthers patriotische Muse schweigt. Ottos IV. Stern sinkt ja immer tiefer hinab und verblicht vor der sieghaft aufsteigenden Sonne der echten Krone. In diese Zeit mögen die oben (S. 32) mitgetheilten Lieder der Klage um den Tod Reinmars fallen; und wie wenig Walther das Schicksal

des Reiches bedroht denkt, ersehen wir aus den S. 31 mitgetheilten Sprüchen, welche die auffallenden Naturereignisse des Jahres 1207 zum Gegenstande haben. Namentlich der erste bewegt sich in apokalyptischen Bildern, (Offb. 6, 12; 8, 12; Marc. 13, 12 ꝛc.), welche der Dichter nur ganz allgemein anwendet. Wenn er daselbst am Schlusse ruft: Ans Werk! Zu viel hat nieder hier gelegen! so stellt er sich den Weltuntergang augenscheinlich nicht als unmittelbar bevorstehend vor, und würde des Reiches gradezu zu erwähnen nicht versäumt haben, wenn dessen Geschick ihn bewegt hätte. Es wäre ja dann auch daran zum Heile der Welt und der einzelnen Menschen zu bessern gewesen. So hielt es ja doch auch Innocenz 1207, als Otto IV. sich auf sein angestammtes Braunschweig beschränkt sah und nach England und Dänemark gieng um bei den Verwandten Beistand zu suchen, für gerathen, sich mit Philipp zu verständigen. Was war da zu fürchten für das Reich?

Ja, auch nicht das traurige, unerwartete Ende Philipps zu Bamberg, am 21. Juni 1208, scheint Walther bewegt zu haben; wenigstens ist kein Spruch von ihm aufbehalten, der davon handelte. Philipp feierte an jenem Tage die Vermählung seiner Nichte Beatrix mit Herzog Otto von Meran. Nach dem Mahl ruhte er in seinem Zimmer unter heiterem Gespräch mit Freunden. Dabei geschieht es, daß das Schwert des jungen Otto von Wittelsbach dem König die Schlagader am Halse durchschneidet; ob das meuchlerische Absicht — wofür die Flucht Ottos, sowie des Bischofs zu sprechen scheint, in dessen Pfalz das Unglück geschehen, — oder ob es bloße Unvorsichtigkeit im Spiel mit der Waffe gewesen, läßt sich nicht nachweisen. Hat Walther wirklich geschwiegen, so möchte man geneigt sein, daraus zu schließen, daß nicht Meuchelmord nach dem Leben des Königs getrachtet

gehabt habe, und daß Ottos Flucht nur die Furcht andeute, daß ihm das Unglück zur Last gelegt werden würde, weil sein Schwert es verursacht. Walther, der zwar augenscheinlich dem Könige zu persönlicher Dankbarkeit nicht verpflichtet worden, hätte dennoch seinen Abscheu vor Mord sicher um des Reiches willen nicht verschwiegen. Um des Reiches willen. Denn Walther ist es um die Sache, nicht um die Person zu thun; um das Vaterland und den, der es zum Gedeihen leitet, nicht um einen Menschen, der sich bloß an die Spitze desselben drängen will. Zwar mochte ein Mordplan nicht grade Otto dem IV zuzuschreiben gewesen sein; aber auch wenn bloß Einzelrache den König getroffen, würde wohl Walther nicht geschwiegen haben. Anstatt dessen wendet er sich einfach dem Manne zu, der jetzt unbestritten an die Spitze des Vaterlandes tritt, dem König Otto IV, so wenig er sich menschlich zu demselben hingezogen fühlen mag. Otto IV, jetzt am 11. Nov. 1208 zu Frankfurt einstimmig erwählt, ist dem patriotisch fühlenden Dichter der Führer des Vaterlandes, für welches er nun von ihm das Heil erwartet. Als solchem schließt er sich ihm an.

Daß sich Walther nicht zu der Person Ottos hingezogen fühlen konnte, beweisen spätere Sprüche Walthers über ihn und an ihn. Otto, der dritte Sohn Heinrichs des Löwen, aber in England und Frankreich bei seinem Oheim Richard Löwenherz erzogen, war dieses Mannes getreues Ebenbild geworden, ein rauher und roher, abenteuer- und fehdelustiger Kriegsmann mit ungebändigten Leidenschaften. In fremde Sprache und Sitte eingelebt ist er auf deutscher Erde stets ein Fremdling geblieben. So wenig man ihm aber als Gegner Philipps zugetraut haben mag, daß er je ein würdiger Träger deutscher Krone zu sein die Fähigkeit besitzen würde; so sehr man fürchten mochte, daß er die

Würde des Reiches an das Papstthum möchte verkaufen können, so zeigte sich sogleich nach seiner Wahl 1208, daß wohl bisher mehr der Papst Innocenz sich um ihn, als umgekehrt er ernstlich sich um jenen bemüht gehabt haben wird. Wie er mit aller würdigen Festigkeit in Deutschland die Zügel des Regiments ergriff, durch seine Verlobung mit Philipps Tochter Beatrix die Quelle des Parteikampfs zu verstopfen schien, und schon im Beginn des Jahres 1209 das Reich geeinigt und mächtig hinstellte wie nur je, so erhöhte er im selben Jahre auch in Italien wiederum mit starker Hand und in ruhiger Kraft das königliche Ansehen, trotzdem ihm bekannt sein mußte, wie er dadurch die Eifersucht des Papstes erregte. Innocenz III wagte aber nicht ihm die Kaiserkrone zu versagen; Otto IV empfieng sie am 4. October 1209. Sorge, welche wohl auch Walther wegen Ottos wüster Eigenschaften gefühlt haben kann, hat sich bald in Freude über das sichere Regiment desselben und in Vertrauen auf die Zukunft des Vaterlandes verwandelt.

Aber Otto, welcher 1201 bei der Kunde von der Bannung Philipps in Neuß in Rom als „König von Gottes und des Papstes Gnaden“ ausgerufen worden, zeigte sich schon jetzt nicht mehr als der „König von Papstes Gnaden“, zeigte sich durchaus nicht bereit, die ausschweifenden Pläne Innocenz des III. auf endliche Herstellung der papstkirchlichen Weltmonarchie zu unterstützen. Mit sieghaftem Schwert stellte Otto die alte Kaisermacht durch ganz Italien bis zur Meerenge von Messina wieder her trotz allen Mahnungen des Papstes, trotz der Drohung desselben mit seinem Mündel, dem jungen Friedrich von Sicilien, dem Sprossen des ehedem so tief verhaßten Hohenstaufengeschlechtes. Innocenz III. bannte den deutschen Kaiser am 10. November 1210. In Italien durfte Otto den Fluch des Vaters der Christenheit

ruhig verlachen; aber in Deutschland hat der Fluch den alten Parteihader, verschärft durch die Eifersucht des Stammesfürstenthums wider die herrlich aufsteigende Kaisergewalt, neu belebt.

Jetzt erhebt aufs neue Walther seine Stimme, gewaltiger und schneidiger wie je, bald in bitterem Ernst, der gemildert ist durch versöhnenden Humor, bald in tödtlichem Spott, der geadelt ist durch die Begründung auf die ewigen Sätze göttlicher Moral. Und ein eben so unermüdlicher wie würdiger Kämpe für Wohlfahrt und Ehre des Vaterlandes ist Walther gewesen, bis er am Abend seines Lebens singen durfte:

„Nie war ein löblicheres Leben,
„Als das bis an das End' das Rechte thut."

Mahnung und Warnung. 1210.

Pfeiffer Nr. 131.

Herr Papst, es muß doch wohl mir gehen,
Wird man mich euch gehorsam sehen.
Wir hörten euch der Christenheit gebieten,
Wes wir als Kaiser sollten pflegen,
Da ihr ihm gabet Gottes Segen,
Daß wir ihn hießen Herr, und vor ihm knie'ten.

Auch sollt ihr nicht vergessen,
Ihr sprachet: „Wer dich seguet, sei
„Geseguet, wer dir flucht, der sei verfluchet,
„Mit Flüche vollgemessen!"
Um Gott, bedenket euch dabei,
Wenn irgend ihr der Pfaffen Ehre suchet!

Walther mahnt den Papst, seiner eigener Segensworte über den Kaiser bei dessen Krönung zu gedenken, um seiner und der Kirche Ehre willen. Das Wort Pfaffe bedeutet im Mit-

telalter meist einfach Geistlicher, und hat in den meisten Fällen noch nicht den üblen Nebensinn von heute. Walther aber fährt fort, und fragt in bitterm Spotte, was nun für Betrug gelten solle, ob der Segen oder der Fluch. Eines davon müsse doch gelogen sein.

Doppelzüngigkeit. 1211.

Pfeiffer Nr. 132.

Gott macht zum König, wen er will;
Das wundert mich nicht allzuviel:
Uns Laien wundert nur der Pfaffen Lehre.
Sie lehrten uns vor kurzen Tagen,
Davon das Gegentheil sie jetzo sagen.
Nun soll'n um Gott und ihre eigne Ehre

Sie sagen uns bei ihrer Treue,
Mit welcher Red' wir sind betrogen:
Sie soll'n zu Recht erklären aus dem Grunde
Die alte oder jetzt die neue.
Uns dünket, eine sei gelogen:
Zwei Zungen stehen schlecht in Einem Munde.

Auf des Heilands Worte, da er mit dem Zinsgroschen versucht ward, weist Walther mahnend den Papst hin:

Kaiserrecht. 1211.

Pfeiffer Nr. 133.

Da Gottes Sohn hier auf der Erde gieng,
Suchten die Juden stets, wie man ihn fieng':
So thaten sie es eines Tag's mit dieser Frage.
Sie fragten, ob bei ihrem freien Leben
Dem Kaiser irgend Zins sie sollten geben?
Er brach durch Hut und Hinterhalt*) mit scharfem Schlage.

Er heischt: „Weist mir ein Münzelein."
Er sprach: „Wes Bild ist eingegraben?"

„Des Kaisers," sprachen da die Lauerer mit List.
Da tränkt' er diesen Thoren ein,
Daß sie den Kaiser ließen haben
Sein Königsrecht, und gäben Gott was Gottes ist.

*) Vereitelte ihre Hinterlist.

In Deutschland jedoch drohete Abfall. Die Drohung Innocenzens mit Friedrich von Sicilien war ernst gemeint, und Ränke wurden angesponnen, ihn dem Kaiser entgegenzustellen. Die Erzbischöfe von Mainz und von Magdeburg, Landgraf Hermann von Thüringen und König Ottokar von Böhmen waren es vor allen, welche die Absetzung Ottos betrieben. In Bamberg und in Nürnberg wurden Versammlungen gehalten, und auf der letzteren beschloß man, Otto IV. den Gehorsam zu versagen und Friedrich, den Sohn Heinrichs VI., nach Deutschland auf den Thron zu rufen.

Ottos IV. Heimkehr aus Italien ward nothwendig. Als er im November 1211 Kunde von jenen Versammlungen erhielt, eilte er nach Deutschland, als er schon bereit gewesen war über die Meerenge von Messina nach Sicilien vorzudringen. Walther aber begrüßt den Kaiser bei seiner Ankunft in Deutschland im Winter 1212:

Begrüßung des Kaisers. 1212.

Pfeiffer Nr. 134.

Herr Kaiser, seiet willekommen!
Der Königsnam' ist euch benommen:*)
Drum scheint jetzt eure Kron' ob allen Kronen.
Eur' Hand ist Macht und Gutes voll,
Wie ihr nun wollt, schlimm oder wohl,
So mag sie beides, strafen oder lohnen.
Dazu sag' ich euch mehr:

*) Otto kehrte doch als Kaiser nach Deutschland zurück, da er als König nach Italien gezogen war.

Die Fürſten ſind euch unterthan,
Mit Treuen ſie ſich eurer Ankunft freuten.
Vorab der Meißener.
Feſt ſtehet er zu eurer Fahn':
Eh'r ließ ein Engel Gottes ſich verleiten.

Aber während Otto IV noch mit maßvoller Feſtigkeit die Zügel in Deutſchland wieder ergriff, auf den Hof- und Reichstagen zu Frankfurt, am 4. März, und zu Nürnberg, um Pfingſten, ſeine Anhänger feſter an ſich knüpfte, Schwankende wieder an ſich zog, und den böhmiſchen König abſetzte, während er mit Glück den thüringiſchen Landgrafen überzog, am 7. Auguſt zu Nordhauſen ſeine Vermählung mit Philipps Tochter Beatrix vollzog; — während alſo Ottos Kaiſermacht ſo ſicher zu ſtehen ſchien, daß Walther ihn glaubte zum Kreuzzuge auffordern zu dürfen:

Göttliche Botſchaft. 1212.

Pfeiffer Nr. 135.

Herr Kaiſer, ich bin Herrenbote,
Und bringe Botſchaft euch von Gotte;
Ihr habt die Erde, er das Himmelreich.
Ihr ſeid ſein Vogt. Er läßt euch klagen,
In ſeines Sohnes Lande plagen
Euch beid' die Heiden, böſen Buben gleich.

Ihr ſollt da willig richten.
Sein Sohn, der iſt geheißen Chriſt,
Sagt euch, wie er's vergelten woll' zur Stelle —
(Drum laßt euch ihm verpflichten):
Er helfe euch, weil Vogt er iſt,
Und klagtet ihr auch über'n Teufel aus der Hölle.

— während all des war ſchon Friedrich unterwegs nach Deutſchland. Am 18. März 1212 hatte er, ein 17jähriger Jüngling, in Palermo das Schiff beſtiegen, nachdem er ſein

2jähriges Söhnlein Heinrich hatte zum Könige von Sicilien krönen lassen und seine junge Frau Constanze zur Reichsverweserin ernannt hatte. Die Kunde davon gelangte nach Nordhausen, als am 11. August, vier Tage nach der Hochzeit, plötzlich die junge Kaiserin Beatrix verstorben war. Wohl erschreckte der Unfall gewiß manch einen; wohl verließen jetzt die Schwaben und die Baiern den Kaiser, dem sie bis dahin um ihrer Herrin, der hohenstaufischen Beatrix willen angehangen hatten: doch ungebrochenen Muthes rief Otto: „Höret die neue Mähr. Der Pfaffenkaiser kommt und will uns vertreiben. Lasset uns ihm entgegenziehen!“

Noch wankt Ottos Thron so wenig, daß Walther ihn für sich selber etwas bitten mag. Walther ist des ruhelosen Lebens müde. Er sehnt sich nach einem eignen Herde, wo er, der bis dahin immer die Bitten des Gastes habe stammeln müssen, auch einmal die Ehren des Wirtes genießen könne. Otto möge seine Bitte erhören, wie ihm Gott beistehen möge gegen seinen Widersacher, der also schon Anstalt macht ihm Schach zu bieten.

Wirt und Gast. 1212.

Pfeiffer Nr. 117.

„Willkomm, Herr Wirt!“ — Dem Gruße muß ich schweigen:
„Willkomm, Herr Gast!“ — Dem muß ich tief mich neigen.
„Herr Wirt“ und „Heim“ sind ehrenvolle Namen:
„Herberg'“ und „Gast“ muß Mannesmuth erlahmen.
Möcht' ich's erleben, daß den Gast ich auch noch grüße,
So daß er mir, dem Wirte, fröhlich danken müsse.
„Bleibt hier zu Nacht! Seid morgen dort!“ Welch' Gaukelfahrt ist das?
„Ich bin daheim — ich will nach Haus“ —: das tröstet desto baß.

Gast sowie Schach kommt selten ohne Haß:
Helft, Kaiser, mir vom Gast, daß Gott nicht euch mit Schach noch büße.

Otto IV. hat Walthers Bitte nie erhört; er hatte andere Sorgen. Der „Pfaffenkaiser" Friedrich II., trotz seiner Jugend staatsklug, hatte sich durch Versprechungen der weitgehendsten Art die volle Gunst des Papstes Innocenz III. gesichert, war mit Hülfe der Genueser, Paveser und andrer dem Papste zugethaner Städte gegen die offenen Nachstellungen der Pisaner und andrer, namentlich der treu zu Otto haltenden Mailänder auf Schleichwegen durch Oberitalien in die Alpen gelangt, und hatte mit einer Handvoll Begleitern, unter denen ein Legat des Papstes der wichtigste war, auf wenig betretenen Pfaden das Etsch- und das Innthal durchzogen und Chur am Rhein erreicht. Hier schlossen sich ihm der Bischof von Chur und der Abt von St. Gallen an — und bis auf 60 Reiter verstärkt erschien Friedrich vor Constanz in den ersten Tagen des September 1212. Drei Stunden später — und Otto IV. selber hätte ihm die Thore verschlossen! Constanz nahm Friedrich auf, als Otto schon von Ueberlingen heranzog. Ein Sturm auf die Stadt mißlang, und Otto mußte abziehen. Am 24. September zog Friedrich in Basel ein. Sein Anhang schwoll an. Otto versuchte ihm im Elsaß entgegenzutreten; er scheiterte. Am 6. December ward Friedrich zu Mainz von einer großen Versammlung seiner Anhänger förmlich gewählt, und weil Aachen noch in Ottos Gewalt war, auch gekrönt. Am 2. Februar 1213 huldigten ihm zu Regensburg die Baiern und die Oesterreicher; Süddeutschland war in den Händen des Hohenstaufen, während im Norden des Welfen Macht noch ungebrochen dastand. Walther sang noch:

Aar und Löwe. 1212.

Pfeiffer Nr. 186.

Herr Kaiser, wollt ihr stäten Fried' bereiten
Den Deutschen, wär's auch bei dem Strang der Weiden,*)
So bieten euch die fremden Zungen Ehre.
Die mögt ihr nehmen ohne große Mühe,
Daß Friede draus der Christenheit erblühe:
Das rühmet euch, und grämt die Heiden sehre.

Ihr traget zweier Kaiser Ellen:
Des Aares Milde und des Löwen Kraft,**)
Die sind Heerzeichen beid' in eurem Schilde.
Die beiden Heergesellen,
Ach, wollten sie nur an die Heidenschaft!
Was stünd' vor ihrer Mannheit, ihrer Milde?

*) Der Weidenstrick diente zum Binden und Hängen.

**) Das Wappen Ottos IV., das er bei seiner Krönung in Rom am 4. October 1209 im Schilde trug, führte drei Löwen und einen Adler. Der Adler gilt als das Symbol der Milde, da er der Sage nach seinen Raub nie ganz verzehrt, sondern einen Theil davon für kleinere Vögel übrig läßt.

Aber päpstlicher Einfluß lockte, päpstliche Drohung schreckte mehr und mehre zu Friedrich hinüber, und dessen Freigebigkeit mit päpstlichem, ja sogar mit französischem Gelde — mit Philipp August war, gewiß durch päpstliche Vermittlung (durch den Bischof von Speier, der zum Lohne das Bisthum Metz erhielt), ein Bündniß geschlossen, welches Friedrich 20000 Mark Hülfsgelder einbrachte; — so wie mit den Ueberresten des Reichsgutes erkaufte ihm Anhang über Anhang, und lichtete die Reihen der Getreuen Ottos. Feiler Verrath aller Orten; mannhafte Charakterfestigkeit selten. Und dabei füllten Schwert und Feuer Deutschland mit Verwüstung, mit Jammer und Elend. Da zürnt Walther:

Gut geht vor Ehre. 1213. (?)

Pfeiffer Nr. 118.

Ich hab gesehen von der Seine bis zur Mur,
Vom Po bis an die Trave ihres Sinnes Spur:
Die große Menge kümmert's nicht, wie sie gewinnet Gut.
Soll ich auch danach trachten —: geh schlafen, hoher Muth!
Gut war stets angenehm, jedoch so gieng die Ehre
Vor Gute stets; nun gilt das Gut so hehre,
Daß mächtiglich vor Ehr' es zu den Frauen naht,
Daß mit den Fürsten es zum Könige tritt in seinen Rath.
Drum weh dir, Gut! Schlimm um das Reich es staht!
Du bist nicht gut: Du hältst an Schande dich gar viel zu sehre.

Wenn Walther solcher Art die verrathsüchtige Habgier, die unter den Landsleuten grassiert, indirect an den Pranger stellt, indem er das erstrebte Gut „nicht gut" nennt, so erhebt er seine Stimme in erhabenstem Zorne, wenn er dessen gedenkt, der das Unglück des Vaterlandes verursacht hat, des Papstes in Rom.

Innocenz III. hatte schon 1212 eine Verfügung ausgehen lassen, man solle in allen Kirchen Opferstöcke aufstellen, um darein Beisteuern zur Wiedererlangung des heiligen Landes zu sammeln. Der Stock sollte 3 Schlösser haben, und die Schlüssel zu demselben sollten je einem Priester, einem Laien und einem Ordensmanne anvertraut werden. Die gesammelten Gelder sollten nach dem Gutbefinden derer verwendet werden, denen die Sorge dafür übertragen wäre! Walther erkennt jedoch darin nichts, als ein Mittel, deutsches Silber nach Rom in den Kasten, den Schrein des Papstes zu ziehen.

Der wälsche Schrein. 1213.

Pfeiffer Nr. 115.

Ahi, wie christlich doch der Papst nun unser lachet,
Wenn er zu seinen Wälschen sagt, wie er es hier gemachet!

Was er da redet, sollt' er haben nie gedacht:
Er sagt: „Zwei Deutsche*) hab' ich unter eine Krone bracht,
„Daß sie das Reich mit Noth belasten.
„Indessen füll' ich meine Kasten.
„Ihr Gut — ich hab's an mich gebracht, — wird alles mein,
„Ihr deutsches Silber fährt in meinen wälschen Schrein.
„Ihr Pfaffen, esset Hühner, trinket Wein,
„Und laßt die dummen deutschen Laien fasten!"

*) Otto IV. und Friedrich II.

Noch eindringlicher und schärfer spottend fragt Walther:

Der Opferstock. 1213.

Pfeiffer Nr. 116.

Sagt an, Herr Stock, hat euch der Papst hieher gesendet,
Daß ihr ihn reich macht, und uns Deutschen arm und pfändet?
Wenn ihm die Masse Geldes kommt zum Lateran,
So glücket ihm ein Pfiff, wie es nur je gethan:
Er sagt zwar, wie das heil'ge Land der Hülfe müsse harren,
Bis ihm nun abermals den Sack füll'n alle Pfarren.
Ich fürcht', des Silbers wenig kommt zur Hülf' in Gottes Land:
Denn großen Hort theilt aus gar selten Pfaffen Hand.
Herr Stock, zu unserm Schaden seid ihr hergesandt,
Daß ihr in Deutschland suchet Thörinnen und Narren.

Bitter lautet Walthers Ironie:

Ueble Nachfolge. 1213.

Pfeiffer Nr. 112.

Wir klagen all', und wissen nicht, was uns verwirret,
Daß unser Vater Papst uns also hat geirret.
Er geht doch wahrlich väterlich uns vor:
Wir folgen, daß kein Fuß noch seine Spur verlor.
Nun merke, Welt, was mir daran mißfalle.
Geizt er, so geizen mit ihm alle.

Lügt er, so lügen alle mit ihm seine Lüge,
Trügt er, so trügen alle mit ihm seine Trüge.
Nun sagt, ob das nicht klar ist zur Genüge:
So steckt der neue Judas mit dem alten in demselben Falle.

Walthers Sprüche, gegen den Papst und dessen Schützling Friedrich II gerichtet, haben Ottos Schicksal nicht abwenden können; Friedrich wuchs und Otto nahm ab. Daß sie aber von großer Wirkung gewesen sind, und wohl ein Gewicht in Ottos Wagschale hätten bedeuten, und diese hätten vor dem Emporschnellen bewahren können, wenn nicht Otto selber seine Sache verdorben hätte, das beweist uns ein Zeitgenosse Walthers, der sich auf die Seite des Papstes gestellt hat. Thomasin von Zircläre, ein friaulischer Dichter, klagt in seinem Gedicht: Der wälsche Gast, verfaßt 1215 oder 1216:

Nun, wie hat der gute Knecht*)
An ihm**) gehandelt ohne Recht,
Da er sprach in seinem stolzen Muth,
Daß der Papst mit deutschem Gut
Füllen wolle seinen wälschen Schrein.
Hätt' er gehorcht dem Rathe mein,
Er hätt' das Wort gesprochen nicht.
Damit hat er gemacht zu nicht
Manche seine Rede gut,
Daß man ihr nicht mehr glauben thut.
Die Herren und die Dichter
Und dazu auch die Prediger
Soll'n sprechen nur mit großer Hut.
Wenn ein Herr was spricht und thut,
So soll er nicht zu hart hergehen,
Er merke bald, wie man es mag ansehen.

*) Walther von der Vogelweide.
**) Papst Innocenz III.

Der Pred'ger soll sein sänftiglich
Sprechen, und vorsichtiglich,
Daß man sein' Red' nicht mög' verkehren,
(Der böse Geist pflegt das zu lehren)
Und auch daß man ihn mög' vernehmen.
Dem Dichter mag's auch nicht gezähmen,
Wenn er will sein ein Lügener:
Denn beid', er und der Prediger
Verkünden sollen sie die Wahrheit.
Ein Mann kann leicht der Christenheit
Mit einem Worte mehr zu Schaden kommen,
Als er hinfür kann je ihr frommen.
Ich denke doch, daß sein*) Gesang,
Er sei nun kurz, er sei nun lang,
Er möge Gotte nicht so wohl gefallen,
So ihm der eine muß mißfallen.
Denn er hat Tausende bethöret,
So daß sie haben überhöret
Gottes und des Papsts Gebot. ꝛc.

*) Walthers Sprüche: Der wälsche Schrein, der Opferstock.

Thomasin, der Gegner Walthers, der Vertheidiger des Papstes, bezeugt also, wie Walthers Sprüche in die Herzen der Menschen getroffen haben. Aber die Zeit war nun einmal trübe, und einzelne Blitze, waren sie auch noch so blendend, konnten das Gewölk nicht zerstreuen. Ottos Stern sank reißend, wie Friedrichs Glück emporstieg — wie gewiß zum Theil mit demselben und auf Friedrich gestützt auch das Papstthum seinen kühnen Flug zur Weltmonarchie von neuem wagte. Die vierte große lateranische Synode wurde für das Jahr 1215 vorbereitet; sie sollte die Machtstellung des päpstlichen Stuhles bestätigen und befestigen. In Deutschland Schiedsrichter im Thronstreit; Oberlehnsherr in Sicilien, Apulien, Arragonien und Portugal, sowie sogar von Eng-

land, das König Johann nach der verlorenen Schlacht bei Bouvines am 27. Juli 1214 vom Papst zu Lehen nahm; Oberherr der auf den Trümmern des oströmischen Kaiserthums errichteten sogenannten lateinischen Herrschaften, und ebenso der Fürstenthümer Armenien, Antiochien, Tripolis und Cypern; gestrenger Sittenrichter, vor dessen Gebot in Frankreich sich der König demüthig beugte —: fast schon ein Herr wie die römischen Caesaren auf dem Stuhle des Fischers von Galiläa — mußte Innocenzens stolzes Herz schwellen in ungemessenem Herrschergelüst, mußte aber ebenso der Gegensatz zwischen dem Nachfolger des Apostels und diesem unsern Walther zum Vergleich herausfordern, und zur Prüfung, ob die Kirche wirklich erbaut werde durch den Glanz der Herrschaft. Eine Reihe von Sprüchen Walthers, voll ernsten Urtheils, schneidenden Spottes und niederschmetternden Zornes schleudern ihr Verdammungsurtheil über den Papst:

Der römische Stuhl. 1214. (?)

Pfeiffer Nr. 110.

Der Stuhl zu Rom ist jetzt versehn so recht
Als wie zuvor vom Zauberer Gerbrecht.*)
Der gab der Hölle hin nichts als sein eigen Leben,
Weil jener sich sammt aller Christenheit dem Teufel will ergeben.
Was schreien nun nicht alle Zungen nach des Himmels Waffen,**)
Und fragen Gott, wie lange er noch wolle schlafen?

*) Gerbert saß als Sylvester II. 999—1003 auf dem päpstlichen Stuhl. Wegen seiner naturwissenschaftlichen Kenntnisse galt er für einen Schwarzkünstler, und ward der Sage nach vom Teufel geholt. Innocenz III., 1198—1216 wird mit ihm verglichen.

**) Ungedeutet aus wâfen im Text = Wehe!

Sie widerwirken seine Werke, fälschen gar sein Wort,
Sein Kämmerer, der Papst, stiehlt seinen Himmelshort.*)
Sein Mittler raubet selber hier und mordet dort,
Sein Hirte ist zum Wolfe werden unter seinen Schafen.

*) Gnadenschatz, den der Papst auf Erden zum Heil der Christenheit verwalten soll, aber zu seinem eignen Nutzen verwendet.

Statt aus dem göttlichen Gnadenschatze auszutheilen, verwendet der Papst denselben, um durch Ablaßhandel und den Handel mit den geistlichen Pfründen seinen Schatz zu füllen.

Der Verführer. 1214. (?)

Pfeiffer Nr. 111.

Ihr Bischöf' und ihr edlen Pfaffen, ihr seid irr' geleitet.
Seht, wie der Papst euch mit des Teufels Stricken reitet!
Wenn ihr uns sagt, daß er Sanct Peters Schlüssel habe,
So sagt, warum er dessen Lehre aus der Bibel schabe?*)
Daß Gottes Gab' man kaufe, oder auch verkaufe,
Das ward verboten uns bei unsrer Christentaufe.
Nun lehr' ihn auch sein Zauberbuch, das ihm der Höllenmohr
Gegeben hat, wie er aus einem Weisen mache einen Thor.
Ihr Cardinäle, schützet euern Chor:**)
Der Hochaltar**) bei uns steht unter übler Traufe.

*) = ausradiere.

**) Chor und Altar steht für Kirche als Theil fürs Ganze. Ist es bei euch, ihr Cardinäle, in Italien auch schon so weit gekommen, als bei uns?

Die Lehren der Kirche haben kein Gewicht, denn die Pfaffen befolgen sie selber nicht.

Widerspruch in Wort und Werk. 1214. (?)

Pfeiffer Nr. 113.

Die Christenheit, sie lebte in den Tag noch nie so gar,
Denn die sie lehren soll'n, sind selber guten Sinnes bar.

Es wär' zu ſchlimm — und thäte ein einfält'ger Laie das.
Sie ſünd'gen ohne Scheu, daher entſpringt ihr Gotteshaß.
Uns weiſen ſie zu Gott — ſie fahr'n zur Höllenpforten:
Sie ſprechen, wer da folgen wolle ihren Worten,
Nicht ihren Werken, ſoll im Himmel ſicher Lohn gewinnen.
Die Pfaffen ſollten keuſcher leben als die Lai'n:
Wo in dem Bibel uch mag das zu leſen ſein,
Daß ſich ſo mancher fleißigt, wo ein ſchönes Weib zu minnen?

Ja, die Lehre der Kirche ſei nicht einmal mehr rein und evangeliſch und könne nur noch Unglauben wirken, alſo daß treue Chriſten darob verzagen möchten.

Böſes Vorbild. 1214. (?)

Pfeiffer Nr. 114.

Welch Herze ſich bei dieſen Zeiten nicht verkehret,
Seit daß der Papſt Unglauben ſelber mehret,
Dem wohnt ein ſel'ger Geiſt und Gottes Liebe bei.
Nun ſeht ihr, was der Pfaffen Werk, und was ihr' Lehre ſei.
Vorzeiten war ihr' Lehre ſammt den Werken reine.
Nun aber haben andres ſie gemeine:
Daß wir ſie ſchlechtes wirken ſeh'n und ſchlechtes hören ſagen,
Die guter Lehre Bild voraus uns ſollten tragen.
Wir ungelehrten Laien mögen wohl darob verzagen:
Glaub' ich doch wiederum, mein guter Klausner*) klag' und weine!

*) Siehe Wahlſtreit III. S. 50.

Die Quelle ſolchen Verderbniſſes der Kirche findet aber Walther in dem überreichen weltlichen Beſitz der Kirche, und er iſt überzeugt, daß derſelbe auch weiterhin nur Verderben wirken könne. Als nun 1215 der blendende Glanz des Concils ſich in Rom häuft und der Gegenſatz des damaligen üppigen Reichthums der Kirche zu der ſittenreinen Einfachheit der apoſtoliſchen Zeit ſich unſerm Dichter vor das Auge drängt, da ruft er:

An die Geistlichkeit. 1215. (f)

Pfeiffer Nr. 164.

Sollt' ich den Pfaffen rathen nach der Treue mein,
Müßt' sprechen ihre Hand: „Sieh', Armer, das ist dein!"
Ihr' Zunge sänge Meß', und ließe Frau'nverführen sein.
Sie dächten, daß sie einst von Gottes Gaben lebten!
Erst König Constantin*) gab ihnen Güter ein.
Hätt' er gewußt, welch' Uebel künftig sich drans webten,
Bedacht hätt' er des Reiches Nöthe, wenn sie vor ihm schwebten:
Doch freilich, damals keusch die Pfaffen war'n, nach Herrschaft sie nicht strebten.

*) Man war zu Walthers Zeit der Meinung, von Kaiser Constantin rühre die erste Schenkung von weltlichem Gut an die Kirche her, namentlich die Schenkung Roms an den Nachfolger Petri.

Aus dem weltlichen Besitz der Kirche entspringt aber die ungezügelte Herrschsucht der Kirche, welche alle Lande, namentlich aber Deutschland mit Verwirrung aller Verhältnisse, mit Auflösung aller Ordnung und mit namenlosem Leid erfüllt. Die Pfaffen sollen nicht Laienrecht verkehren, sollen sich nicht in die weltlichen Verhältnisse der Staaten einmischen! Die Engel haben das schon bei Constantins Schenkung vorausgeklagt — und haben wahrgesagt!

Der Pfaffen Wahl. 1215.

Pfeiffer Nr. 85.

König Constantin, er gab zu viel,
Wie ich euch nun bescheiden will,
Dem Stuhl zu Rom, Speer, Kreuz und Krone.*)
Laut schrien: „O wey!" die Engel**) gleich:

*) Die Marterwerkzeuge, deren Besitz nach der Anschauungsweise des Mittelalters der Kirche zu Ansehen und Macht verholfen hatte.

**) Die „Kaiserchronik" (Maßmann 3,866) sagt: „An dem Tage,

„O weh! Wie glänzte Christi Reich
„Vordem auf edler Zuchten Throne!

„Nun ist darauf ein Gift gefallen,
„Sein Honig ist verkehrt in Gallen:
„Das wird der Welt hernach viel leid!“
Die Fürsten leben nun mit Ehren,
Dem Kaiser ist die Hand gebunden.
Das hat der Pfaffen Wahl*) erfunden.
Geklagt sei Gott so schweres Leid!
Die Pfaffen wollen Laienrecht verkehren:
Die Engel sagten wahr vorzeit.

wo von Constantin die Kirche beschenkt worden ist, soll man die Stimmen der Engel vernommen haben, welche sagten: Heute ist ein Gift in die Kirche getränfelt, weil sie nun wachsen wird an äußerm Ansehen, aber abnehmen an Demuth und Glauben.“ (Aus dem lateinischen Text übertragen.)

*) Die Einmischung der Geistlichkeit, des Papstes, in das Recht der Laien, den König zu wählen, ist zu verstehen.

„Die Pfaffen sollen nicht Laienrecht verkehren“ —: die Anschauung galt in Deutschland längst als Recht. Ritter Eyke von Repgow, der um 1215 die deutschen Rechtsgrundsätze in seinem Sachsenspiegel sammelte, sprach es aus in dem kühnen Satze: Der Papst darf kein Recht setzen, wodurch er unser Land- und Lehnrecht kränkt. Hatte nicht das Papstthum längst und oft genug versucht, sich in die weltlichen Händel einzumischen, nicht um sie in christlichem Sinne zu leiten, sondern um für sich eine irdische Herrschaftsgewalt herauszuschlagen? Strebte nicht grade der Zeitgenosse Eykes und Walthers, der Papst Innocenz III., nach irdischer Weltherrschaft? — Ja, Walther sang aus dem deutschen Volksgewissen heraus seine Klage: Die Pfaffen wollen Laienrecht verkehren!

Eyke von Repgow wurde natürlich gebannt, sein Sachsenspiegel in mehreren Sätzen, unter denen sicher auch der obenstehende, noch 1374 von Gregor XI. verketzert —: aber es soll Recht bleiben: Der Papst soll kein weltlich Recht setzen! Und wir wollen das Recht hochhalten, wollen mit ihm obsiegen nun und allezeit!

Während solchergestalt Walther mit seinem Worte tapfer wider die reichsfeindlichen Bestrebungen des Papstthums ankämpft, muß er sehen, wie der Mann, in dessen Person sich dieser Kampf concentriert, demselben so gar nicht gewachsen ist, und deshalb Schritt vor Schritt dem Nichts entgegen zurückweicht. Zwar ist Ottos Sache nicht von vornherein verloren; in Norddeutschland gewinnt er anfangs noch einmal, und erhält er eine Zeitlang die Oberhand. Den Landgrafen von Thüringen namentlich, Hermann, einen der ersten abgefallenen, überwindet er, und Walther bittet Gnade für denselben, der doch wenigstens als Ehrenmann offen seine Feindschaft bekannt und vertreten, und nicht in feigem Geheimniß Verschwörung angezettelt habe. Bei Ottos Charakter gehörte Muth zu solcher Fürbitte; Walther aber bittet eben für einen Freund.

Offene und geheime Feinde. 1213. (?)

Pfeiffer Nr. 156.

Nun soll der Kaiser hehre
Vergeben um sein' Ehre
Dem Landgrafen sein' Missethat,
Weil der doch war fürwahrlich
Sein Gegner offenbarlich.
Die Feigen hielt'n im Dunkel Rath.

Sie schwuren hier, sie schwuren dort,
Beriethen meuchlerischen Mord:

Von Rom entflammte, was sie thaten.
Ihr Tücke konnt' sich nicht verhehln,
Sie fiengen an sich zu bestehln,
Sich all einander zu verrathen.
Seht, Dieb stahl Diebe.
Drohung wirkte Liebe.*)

*) Die geheimen Feinde, von Rom verführt, triechen bei des Kaisers Drohung zu Kreuz, erkaufen durch gegenseitigen Verrath Verzeihung und heucheln Liebe. Anders und ehrenhafter Landgraf Hermann von Thüringen.

Walther sieht Ottos Schicksal herannahen. Die Hoffnungen, welche Otto beim Ergreifen des Scepters 1208 erregt, sinken dahin; die innere Haltlosigkeit des Mannes, dem nicht ruhiges Maß angeboren und auch nicht anerzogen ist, zertrümmert sie. Er wird ein Spielball in den Händen seiner Rathgeber, und Mangel an Adel der Gesinnung verscheucht die besseren Männer von seiner Seite. Sein Blick ist getrübt; statt auf die Hauptsache, die Bekämpfung des Nebenbuhlers, wirft er sich auf weitab liegende Abenteuer. Drang nach Rache an dem Bundesgenossen Friedrichs II., dem Könige Philipp August von Frankreich, dem alten Gegner seines Oheims Richard Löwenherz, zieht ihn in das Bündniß mit König Johann von England, und Otto begräbt sein Glück bei Bouvines am 27. Juli 1214, wo die französische Ritterschaft einen glorreichen Sieg erringt über Engländer, Niederländer und die Scharen Ottos. Das getreue Köln beherbergt den flüchtigen Kaiser, während der staatskluge Friedrich II. die Früchte des französischen Sieges in Deutschland für sich einheimst.

Walther begleitet diese Entwicklung, indem er Otto mahnt, und seine Rathgeber straft. Wenn er in seinen Sprüchen Undankbarkeit, Wortbrüchigkeit, Heimtücke, Bos-

heit, Doppelzüngigkeit ꝛc. scharf tadelt, und zwar, wie er solches selber erfahren, so dürfen wir bei einem Manne wie Walther annehmen, daß er sich selber nur als Beispiel hinstellt, daß er in diesen Fehlern dahingegen die Quellen des Unglücks für die Sache Ottos erkennt.

Schlechte Rathgeber. 1213—1215.

Pfeiffer Nr. 139.

Der Schalksknecht, welches Rangs er sei, der frech betröge
Den Herren sein im Rath, daß er ihm löge —:
Sein Bein erlahme dem, wenn er's zum Rathe böge!*)
Und wäre vornehm er, daß er im Rathe säße.*)
So wünsche ich, daß ihm die Lügenzunge werde lahm!
Sie machen's, daß die Herren von sich werfen alle Scham.
Ist Lügen Weisheit? Die wohl nicht der Scham vergäße!
Riethen sie doch den Herrn, ihr falsch Verheiß im Kragen**)
Zu halten, oder daß sie thun soll'n, wie sie sagen,
Und geben, eh' dem Lob die Tünche***) abgetragen!

*) Räthe niederen Ranges stehen vor dem Fürsten im Rath, vornehmere dürfen sitzen.

**) = bei sich behalten.

***) Wenn von der Wand die Tünche abgetragen ist, so ist sie häßlich. Hier also: eh' das Lob in Tadel umgeschlagen!

Der Spruch erinnert an Walthers frühere Bitte an Otto um ein Lehen (1212). Es mag ein Versprechen erfolgt, aber nicht gehalten sein. Verstand Otto nicht, die Anhänger durch Freigebigkeit zu fesseln, so war das schlimm für seine Sache. Seine Rathgeber aber sind schuld daran.

Die falschen Lächler. 1213—1215.

Pfeiffer Nr. 140.

Gott weiß, mein Lob dem Hofe nimmer würd' entgehen,
Könnt' ich zuweilen ihn hofmäßig handeln sehen
Mit Wort, Geberd' und That, wie es doch sollt' geschehen.

Mir grauſet, ſo die Lächler mich anlachen,
Mit Honig auf der Zung', wenn's Herze Galle hat.
Denn Freundes Lachen ſoll doch ſein ohn' argen Rath,
Wie Abendroth, das will gut Wetter machen.
Thu mir nach deinem Lachen, oder andern lache:
Wes Mund mich trügen will, für ſich Grimaſſen mache;
Für Lügen-Ja iſt wahres Nein mir eine lieb're Sache.

Sonderung der Getreuen und Falſchen. 1213—1215.

Pfeiffer Nr. 141.

Da Gott ein rechter Richter heißet in dem Buche,*)
Sollt' grade ſeine Lieb' ihn treiben zu dem Fluche,
Daß aus den Falſchen man die gut Getreuen ſuche.
Hier mein' ich! Denn im Himmel werden ſie geſchieden.
Hier ſäh' ich gern an ihrer etlichen ein Schandenmal.
Der ſich mir windet aus der Hand recht als ein glatter Aal,
O weh, daß Gott nicht wunderbar den ſchlägt hienieden!
Wer mit mir ausgeht, geh' auch heimwärts mit mir ein:
Des Mannes Sinn ſoll feſt ſein, gleich als wie ein Stein,
Soll wie der Pfeilſchaft ſchlicht und grad' in Treuen ſein.

*) Buch = Bibel.

Mehr und mehr tritt auch hervor, wie wenig Walther zu Ottos Perſon ſich innerlich hingezogen fühlen kann, wie Ottos gemeine Leidenſchaften Walther anwidern. Er tadelt ſeine Trunkſucht ſcharf. Im erſten der beiden folgenden Sprüche lobt Walther die Mäßigkeit; Unmäßigkeit verleite den trunkenen Wirt gar leicht zu Ungebür gegen die Gäſte.

Lob des Maßhaltens. 1213—1215.

Pfeiffer Nr. 142.

Ich trinke gerne da, wo man mit Maße ſchenket,
Und gerne da, wo man auf Uebermaß nicht denket,
Weil das den Mann an Leib, an Gut und Ehre kränket.

Es schadet auch der Seel', hör' ich die Weisen sagen.
Wohl möcht's auch jeder Gast an seinem Wirt entbehren.
Wollt' er sich Trunk genug, doch nur mit Maß gewähren,
Das möcht' ihm Segen, Glück und Heil, und Ehr' eintragen.
Das Maß den Menschen darum nur ward auferlegt,
Daß man sie mess' mit gleichem Maß, wie man zu sagen pflegt:
Preis dem, der selber maßhält, und die Gäste freundlich hegt.

Wie man trinken soll. 1213—1215.

Pfeiffer Nr. 143.

Der hat nicht wohl getrunken, der sich übertrinket.
Wie ziemt das edlem Mann, daß ihm die Zunge hinket
Von Wein? Ich fürcht', daß er sich Sünd' und Schand' herwinket.
Ihm ziemte besser, wollt' er brauchen seine Füße,
Daß ohne Hülf' er vor den Leuten könnte stehn:
Wie sanft man ihn auch trüg' — 's wär besser, könnt' er gehn.
Drum trinke jedermann, daß er den Durst sich büße:
Das thut er ohn' Hauptsünde, und auch ohne Spott.
Trinkt aber jemand so, daß weder sich noch Gott
Er kennt, hat er gebrochen ihm sein Hochgebot.

Besonders bitter beklagt sich Walther im folgenden Spruch über Ottos Doppelzüngigkeit und Tücke.

Das Chamäleon. 1213—1215.

Pfeiffer Nr. 146.

Ich hab' ein grausam Wunder in der Welt gesehen,
Selbst in dem Meer müßt' es gar wunderbar dastehen:
Vor dem mein' Freudigkeit vor Trauer thät vergehen.
Es glich ganz einem bösen Mann: wer dessen Lachen
An dem Probierstein streicht, der findet Katzengold.
Es beißt, ehn' daß vorher es ehrlich knurrt und grollt.
Zwei Zungen, kalt und heiß, hat es in seinem Rachen.

In seinem süßen Honig liegt ein giftger Nagel.
Sein himmelheitres Lachen bringet scharfen Hagel.
Entlarvt, wend't es die Haut, zeigt den Scorpionenstachel.

Muß es verwundern, daß Walthers Augen sich mehr und mehr auf den Hohenstaufen, auf Friedrich II. lenken? Ist es zu verwundern, wenn den feinfühlenden Dichter die frische Jugendschönheit, die herzgewinnende Anmuth, die feine Bildung zu sich hinzog, weg von der rohen Kraft und der wüsten Leidenschaftspflege? Noch einmal zeigt Walther, daß er nicht für diesen oder jenen Mann streitet, sondern für die Wohlfahrt, für das Recht der Nation. Er steht wider seine menschliche Neigung auf der Seite des ungeliebten Otto, weil der Gegenkönig, obgleich dem Dichter geistesverwandt, der Pfaffenkönig ist. Da aber Ottos Stern untergeht, und er und niemand das abwenden kann, heißt es für ihn: Der König stirbt, aber das Vaterland lebt. Und kein Spruch des Zornes wider den Papst enthält einen Vorwurf für Friedrich, obgleich das bei der staatsklugen Zuvorkommenheit Friedrichs gegen den Papst, die sich auch während der Jahre 1212—1215 in Deutschland bewies, wohl hätte vermuthet werden können. Entweder hat Walther dergleichen beim „Pfaffenkönig" einfach selbstverständlich und nicht weiter besonders tadelnswerth geachtet, — oder die Staatskunst Friedrichs, der Trug mit Gegentrug zu vergelten unternahm, ward von ihm durchschaut, von ihm, der solches hoffte, weil er das wünschen mußte, wenn Friedrich doch die Krone davon tragen sollte. Seinen schließlichen offenen Uebertritt zu Friedrich erklärt aber Walther mit dem Motiv seines Zeitalters: die Kargheit Ottos neben seiner Wortbrüchigkeit berechtigt ihn, sich von ihm loszusagen. Nur verwahrt er sich entschieden gegen den Verdacht,

als ob König Friedrich, dem gegenüber er Otto in den beiden folgenden Sprüchen nur noch „Herr Otto“ nennt, ihn erkauft habe; nur bessern Lohn für die Zukunft verspricht sich Walther von jenem allerdings.

An Otto und Friedrich. 1215 (1214?)

Pfeiffer Nr. 147.

Herr Otto mir versprach, er wolle reich mich machen.
Wie thät so trügerisch er meines Dienstes lachen!
Doch König Friedrich gehn gar nichts an diese Sachen.
Anspruch hab' ich an ihn ja minder als 'ne Bohne,
Wenn er nicht meiner früh'ren Sprüch' vielleicht wird froh.
Ein Vater lehrte weiland seinen Sohn also:
„Dem besten Manne dien', daß er aufs best' dir lohne.“
Ich bin der Sohn, Herr Otto, ihr der kargste Mann,
Wie ich so kargen Herren wahrlich nie gewann:
Drum ihr, Herr König, lohnet besser! Selig, wer das kann!

Im folgenden Spruch vergleicht Walther Otto und Friedrich nach dem Grade ihrer Freigebigkeit, und zeigt, wie letzterer jenem schon jetzt übers Haupt gewachsen ist. Otto war von ausgezeichnet hohem Wuchs, was neben anderem als Grund für seine Wahl 1197 angegeben wird. Friedrich II. war 1215 21 Jahre alt.

Milde und Länge. 1215.

Pfeiffer Nr. 148.

Ich wollt' Herrn Ottos Mild' an seiner Länge messen;
Da hatt' ich an dem Maß ein gutes Theil vergessen:
Wär' er so mild als lang, viel Lob hätt' er besessen.
Schnell maß ich jetzo seinen Leib an seiner Ehre:
Kurz ward er da, wie ein falsch zugeschnitten Werk,*)
An mildem Sinn so klein, viel minder als ein Zwerg,
Und ist so alt, daß er daran nicht wächset mehre.

Als ich den König maß, wie in die Höh' der schoß!
Sein junger Leib an Größ' und Stärke überfloß.
Und noch er wächst! Er ragt noch über ihn einst riesengroß!

*) Wie ein verschnittenes Kleidungsstück.

Otto IV. verließ Köln, dessen Bürgerschaft ihm 600 Mark Silber schenkte um seine Abreise zu beschleunigen, und zog sich nach Braunschweig zurück. Seine weiteren vereinzelten Unternehmungen blieben erfolglos; dem am 24. Juli 1215 in der alten Kaiserstadt Aachen gekrönten Friedrich II. fiel alles zu, endlich auch, als der vereinsamte Otto 1218 starb, ohne weiteren Streit die Reichsinsignien. Friedrich II. hatte in Deutschland keinen Feind mehr. Das Reich freute sich des Friedens.

Walther darf einmal wieder für sich bitten.

An König Friedrich. 1216. (f)

Pfeiffer Nr. 149.

Von Rome Vogt, Apuliens König, lasset euch erbarmen,
Daß man bei reicher Kunst mich also sieht verarmen!
Ich möcht', wenn's könnte sein, am eignen Herd erwarmen.
Hei! Wie ich sänge von den Vöglein dann, den kleinen,
Von Wald und Blumen schöner, als vordem ich sang!
Welch schöne Weiber sagten dann mir: Habe Dank!
Ich ließe Lilj' und Ros' auf ihren Wangen scheinen!
Jetzt komm' ich spät, und reise früh. Gast, heißt es. Weh mir, weh!
Wär' ich der Wirt, wie wollt' ich singen von dem grünen Klee!
Bedenk's, o König mild, damit auch deine Noth zergeh'!*)

*) Ganz hat also zu dieser Zeit Friedrich seinen Gegner noch nicht überwunden.

Friedrich II. hat Walthers Bitte erhört, und Walther jubelt auf, des Königs Milde preisend, und launig auf

seine herben Scheltsprüche wider Ottos Kargheit zurückblickend.

Das Lehen. 1216.

Pfeiffer Nr. 150.

Ich hab mein Lehen! Höre, Welt, ich hab' mein Lehen!
Nun fürcht' ich nicht des Hornungs Beulen an den Zehen,
Und will nun karge Herren desto minder flehen.
Der König, mild und edel, er hat mich berathen,
Daß ich im Sommer Luft, im Winter Wärme hab.
Den Nachbarn bin ich werth, weil ferne bleibt mein Stab.
Sie schau'n mich nicht als Popanz an, wie sonst sie thaten.
Zu lange war ich arm, das bracht' mir schlimmen Dank.
Ich war so Scheltens voll, daß des mein Athem stank:
Der König hat's curiert, dazu auch meinen Sang.

Ein „Heim" besitzt nun der Dichter, wo er ausruhen kann von seinen Irrfahrten, das ihn aber nicht einlullt zu jener Thatlosigkeit, wie sie schwache Herzen sich so gerne erringen mögen, denen Mühe und Anstrengung nur so viel gelten, als sie solchen Preis aufwiegen. Nach weichem Ruhekissen hat es Walther nie verlangt, nur nach dem Besitz einer Heimat, die ihm mit ihrem geheimnißvollen Born von Lebenskräften das Herz erfrischen und den Muth stählen soll. Ewig Gast zu heißen muß „Mannesmuth erlahmen."

Walthers Lehen, wahrscheinlich in der Nähe von Würzburg belegen, war jedoch auch nicht so glänzend ausgefallen, daß es ihn üppig hätte machen mögen. Der König ist sicher nicht schuld daran gewesen; Walther legt es ihm nicht zur Last. Ganz so schlimm, wie er es im folgenden Spruche darstellt, wird's aber doch wohl auch nicht gewesen sein: der Gegensatz der Größe des Lehens zu den Anforderungen der Kirche an ihn hat ihm augenscheinlich die launigen Verse

dictiert. Es hatte nämlich der Papst 1216 — vielleicht noch Innocenz III., der im selben Jahre auf der Höhe seiner Macht gestorben ist, — eine Beisteuer zum Kreuzzuge, im Betrage von einem Zwanzigstel des Einkommens ausgeschrieben, welche bis spätestens Mai 1217 eingezahlt sein sollte. Walther spricht:

Großes Lehen, kleiner Ertrag. 1216.

Pfeiffer Nr. 151.

Der König gab ein Lehen mir von dreißig Marken:
Doch kann ich nichts davon in meinen Kasten harken,*)
Nichts schiffen über Meer**) in Kielen, nichts in Barken.
Groß klingt's, doch ist der Nutzen so geringer Maße,
Daß ich ihn fassen nicht, nicht hör'n noch sehen kann.
Was soll ich denn in Truh' und Kasten sagen an?
Freund, rathe mir, ob ich's behalte oder lasse.
Der Pfaffe dennoch heischt. Das ist mir lächerlich.
Man find't im Kasten nichts, 's wär denn, daß drin was lieg':
Rechnet nur hin und her. Nichts hab' darinnen ich.

*) harken niederdeutsch für rechen = mit dem Rechen (der Harke) zusammenstreichen.

**) So viel ich weiß die einzige Stelle in Walthers Gedichten, die auf die wachsende Seeschiffahrt zu seiner Zeit hindeutet. In der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts entstand in Norddeutschland die mächtige Hansa.

So wohl sich Walther gewiß im eignen Hause gefühlt, — die launige Klage des vorstehenden Spruches, selbst die anscheinend verzagenathmende Frage: ob er das Lehen behalten soll oder lassen, sprechen dafür, — so treibt es ihn doch auch immer wieder hinaus unter die Menschen, so zieht es ihn immer wieder dahin, wo er Freude und Glück in Schaffen und Anerkennung, in Liebeslust und Leid gefunden hat. Das trauliche Wesen am heimischen Herd ist ihm der

Rückhalt für sein Wandern, die tröstliche Sicherheit einer Zuflucht, sobald es ihn danach verlangen kann. Im Jahre 1217 finden wir ihn in Wien, wo so eben Herzog Leopold unter dem Banner des Kreuzes mit dem Adel seines Landes die Fahrt ins heilige Land angetreten hat. Still und freudlos findet Walther die früher so lebenslustige Stadt, den verödeten Hof, und er legt diesem das folgende humoristische Klagelied in den Mund:

Der Hof zu Wien. 1217. (?)

Pfeiffer Nr. 86.

Der Hof zu Wien, er sprach zu mir:
„Walther, ich sollte lieb sein dir,
Nun bin ich leid dir, mög' es Gott erbarmen.
Mein' Würde, die war weiland groß,
Kein andrer gleichen Ruhms genoß
Als König Artus Hof: nun weh mir armen!
Wo sind nun Ritter, Frauen,
Die man hier sollte schauen?
O seht, wie jämmerlich ich steh'!
Mein Dach ist morsch, es fallen meine Wände:
Mich suchet niemand leider.
Gold, Silber, Ross' und Kleider
Die gab ich, und behielt noch meh:*)
Nun hab ich weder Kränze noch Gebände,**
Noch Fran'n zu einem Tanz, o weh!"

*) = mehr.
**) zu verschenken; Gebände = Kopfschmuck der Frauen.

Dennoch muß Wien ihn gefesselt haben, denn wir finden ihn noch, oder schon wieder dort, als 1219 Herzog Leopold heimkehrt. Walther begrüßt ihn herzlich, und ermahnt ihn, den Ruhm, den er erworben, zu Hause zu rechtfertigen und zu pflegen.

Leopolds Rückkehr vom Kreuzzug. 1219.

Pfeiffer Nr. 152.

Herzog von Oesterreich, es ist euch wohl ergangen,
Und also herrlich, daß uns muß nach euch verlangen.
Seid sicher, wenn ihr kommt, ihr werdet wohl empfangen.
Ihr seid wohl werth, daß wir die Glocken um euch läuten,
Uns drängen, schau'n, wie wenn ein Wunder kommen sei.
Ihr kommt von Sünden und von Schande frei:
Das muß von Männern und von Frauen Lob euch deuten.
Dies leuchtend' Lob rechtfertigt heim bis auf das letzte Ort:*)
Seid uns biderb hier**) für das ungefüge Wort —
Wenn's jemand spräch' — ihr solltet sein mit Ehr' geblieben dort.

*) Ort = das geringste unter den Gewichten.

**) Handelt so, daß ihr dem harten Worte — wenn es jemand sprechen sollte — vorbeugt.

Die letzten Sprüche, gewiß nicht die einzigen aus den Jahren 1216 bis 1220, bezeichnen eine ähnliche Pause in dem vaterländischen Sange Walthers, wie die von 1205 bis 1210. Wiederum scheint ruhige Entwicklung für das Vaterland gesichert zu sein wie damals, als König Philipp obsiegte über Otto IV., ja, jetzt noch mehr, da Otto IV. 1218 stirbt, und niemand mehr Friedrich II. widerstrebt. Aber doch zieht das Verhängniß des Vaterlandes den Dichter wieder in die Reihen der Streiter.

Der folgende Spruch voll schneidenden Spottes zeigt freilich, wie fest Walther das Steuer des Reiches von Friedrichs II. Hand geführt weiß. Es spricht nicht Sorge um das Schicksal Deutschlands, sondern frohe Zuversicht zu demselben aus den Versen heraus. Bei seiner Königskrönung am 24. Juli 1215 in Aachen hatte Friedrich einen Kreuzzug gelobt. Eine Reihe von Hindernissen aber stellte sich der Ausführung entgegen, und als endlich auf den

Hoftagen zu Nürnberg und Augsburg im October und December 1219 der König die Fürsten Deutschlands hatte schwören lassen, daß sie ihn auf dem Kreuzzuge begleiten wollten, da gewann er auch schon die Ueberzeugung, daß nicht große Begeisterung für den Kreuzzug vorhanden sei; hatte sich doch auch schon seit dem Beginn des Jahrhunderts in fast jährlich sich wiederholenden Zügen nach Palästina bald unter diesem bald unter jenem Banner die Kraft des europäischen, namentlich des deutschen Ritterthums an der heiligen Aufgabe vergeblich erschöpft. Am 19. Februar 1220 schrieb Friedrich über diese Besorgniß an Papst Honorius III., und daß er deshalb vorhabe, das Kreuzheer voraus zu schicken, und selber zu folgen. Das Kreuzheer aber ward im Orient sehnlich erwartet. Palästina war in der Gewalt der egyptischen Sultane, und deren Macht zu brechen, waren die Kreuzesscharen gegen Egypten gelenkt worden. Damiette war am 5. November 1219 durch nächtlichen Sturm erobert. Nun aber stockte alles. Sultan Kamel gewann neue Kräfte und das christliche Heer blieb ihm nicht gewachsen.

Die deutschen Fürsten aber scheinen nicht bloß keine Begeisterung für den Kreuzzug gehabt zu haben. Walthers Spruch deutet auf eine geheime Furcht derselben vor der aufsteigenden Königsgewalt Friedrichs, und auf den geheimen Wunsch, er möchte in der fernen Unternehmung seinen Untergang finden. Solche Furcht ist bei den Selbstsüchtigen unter den deutschen Fürsten sehr wohl erklärlich, wenn man an die wunderbare gesetzgeberische Thätigkeit des jugendlichen Königs in jenen Jahren denkt, wie er den Lehensstaat in den monarchisch-büreaukratischen Staat umzuwandeln strebt, um alle Macht desselben in seiner, des Monarchen, Hand zu vereinen. Das war nicht nach jener Sinn. Und wenn

Friedrich auch zunächst nur sein Stammland Sicilien und Apulien umgestaltete, so war wenigstens ein Gelingen dort eine Drohung für den Lehensstaat in Deutschland; vielleicht aber hat Friedrich auch hier schon seine Plane verrathen, ehe er sich 1220 wiederum nach Italien wandte. Trotz dem fürchtet Walther nicht für das Reich, vielmehr nennt er sich selber mit ruhiger Zuversicht einen Freund des Königs, gewiß auch seiner Herrscherplane.

Vorschlag zur Güte. 1220.

Pfeiffer Nr. 153.

Ihr Fürsten, die des Königs gern ihr wäret ledig,
Mögt folgen meinem Rath, ich spreche nicht ruhmredig.
Wollt ihr, ich schick' ihn tausend Meilen euch über Venedig.
Der Held will Christi Reise fahr'n: wer ihn dran hindert,
Der handelt wider Gott und alle Christenheit.
Ich finde nun, ihr sollt ihm geben frei Geleit:
Wer weiß, ob er daheim dann eure Macht noch mindert?
Wenn er dort fällt, was Gott verhüte, lachet ihr:
Kommt er zu uns, den Freunden, heim, so lachen wir.
Des laßt uns warten beid'; den Rath nehmt an von mir.

Auf dem Reichstage zu Frankfurt im April 1220 war Friedrichs 10jähriger Sohn Heinrich zum Nachfolger des Vaters erwählt worden, zum deutschen König. Das war für das Papstthum ein deutlicher Fingerzeig in betreff der Politik Friedrichs II.; dessen Versprechungen gegen Innocenz III., die Krone Siciliens und Deutschlands nie vereinigen zu wollen, waren damit verflogen, denn Heinrich war in Sicilien gekrönt, ehe Friedrich ausgezogen war die deutsche Krone für sich zu erobern. Die Zeit für den offenen Kampf wider die Herrschaftsgelüste des römischen Stuhles nahete, wenn auch Friedrich, um sich je länger

desto besser vorher zu festigen, den Ausbruch nach besten Kräften hinauszuschieben strebte. Der Boden Italiens aber mußte zunächst das Schlachtfeld werden. Das allein schon zog Friedrich dahin, um sich in Sicilien und Apulien die Machtmittel zu bereiten; andernfalles würde die Staatsklugheit, deren großartigste Verkörperung Friedrich unter den Fürsten seiner Zeit gewesen ist, ihn sicher in Deutschland fest, und von dem ersehnten heitern Lande seiner Jugend ferngehalten haben. Wie kein Fürst seiner Zeit hat Friedrich nach Staatszwecken gehandelt, und sich über dieselben hinaus nur das und so viel gestattet, als was den Staatszweck selber wiederum förderte, oder neben demselben bestehen konnte ohne ihn zu stören.

Friedrich eilte nach Italien, nachdem er Deutschland dem Erzbischof Engelbert von Köln, einem Grafen von Berg, und nachdem er seinen jungen Sohn auf Engelberts Rath unserm Walther von der Vogelweide anvertraut hatte. In Rom beschwichtigte er dann das Mißtrauen des Papstes Honorius III. durch neue feierliche Kreuzzugsversprechungen und erhielt am 22. November 1220 die Kaiserkrone.

Am Hofe König Heinrichs in Deutschland hatte Walther augenscheinlich wenig Freunde, desto mehr Neider, die gegen seine wichtige Stellung und gegen seinen Einfluß auf den königlichen Knaben Ränke schmiedeten. Da sendet ihm aus Italien der Kaiser ein Geschenk, das alle gewiß macht, wie sehr Walther die Gnade Friedrichs besitzt. Er dankt dafür:

An Kaiser Friedrich. 1220.

Pfeiffer Nr. 160.

Erhab'ner Kaiser Roms, ihr habt mir wohlgethan
In meinem jetz'gen Stand; des sag' ich Dank euch an:
Könnt' ich's nur mit dem Munde thun! Darauf ich eifrig sann.

Ihr habet eu'r Geschenk gar klug mir zugesendet.
Das sengt die Brauen an den Augen und die Wimper dran,
Und sticht in viele Augen, daß sie sind geblendet.
Es haben viele scheel das Aug' mir zugewendet:
So hat mein Glück und eure Gnad' ihr Schielen fein geendet.

Die Umgebung des jungen Königs, sowie der einer erziehlichen Einwirkung wenig zugängliche Charakter desselben machten Walthern seine Aufgabe herzlich schwer. Einen Rückhalt fand er an dem würdigen Reichsverweser und Vormund Heinrichs, dem Erzbischof Engelbert, den er preist:

An den Erzbischof von Köln. I. 1221.

Pfeiffer Nr. 159.

Von Köllen werther Bischof, froh seid ihr mit Recht:
Ihr habt dem Reich gedient gar treulich recht und schlecht,
Daß solches Lob davon wohl wahrlich niemand brächt'.
Wär' eure Würdigkeit auch neid'schen Memmen schwere,
Ihr Fürstenmeister, fürchtet nicht unnütze Knecht'.
Getreuer Königspfleger, hoch seid ihr an Ehre:
Solch Kaiserehren-Schutz wohl nie ein Kanzler wäre,
Der dreien Kön'ge und elftausend Jungfraun*) Kammeräre.

*) Die heiligen drei Könige und die elftausend Jungfrauen sind Schutzheilige Kölns; der Erzbischof verwaltet also ihre Schätze, und heißt ihr Kämmerer.

In dem folgenden Spruche ruft Walther den Erzbischof um Beistand bei seinem Erziehungswerk an. Er hat ihm schon ein- oder mehremal beigestanden. Walther spricht im Bilde von der Erziehung als vom Gesange; drei verschiedene Methoden habe er bereits vergebens angewandt, und nun sei er rathlos.

An den Erzbischof von Köln. II 1221.

Pfeiffer Nr. 159.

Ich habe angewandt bisher wohl dreierlei Gesang,
Den hohen und den niedern, und auch den Mittelschwang *),
Daß mir Verständge sagten für jeden guten Dank.
Doch wem kann von den Dreien ich zu Danke einen singen?
Der hohe ist mir allzu stark, der niedr' an Wirkung krank,
Der mittlere zu kunstreich bei so gar verkehrten Dingen.
Nun hilf mir, edler Königs Rath, dazwischen durchzudringen,
Daß wir wie sonst ein wohlgefällig Lied zu stande bringen.

*) Ausdrücke der Fechtkunst, welche Walther auf die Dichtkunst, also, da er die schon als Bild gebraucht, auf die Erziehungskunst anwendet.

Durch vier oder — was wahrscheinlich ist — fünf Jahre hindurch müht sich Walther mit der Erziehung des jungen Königs ab. Wie er seine Aufgabe erfaßt, davon hat uns Walther Belege hinterlassen. Das schöne Gedicht: Jugendlehren, das in seinen trochäischen Versen und mit seinem kunstvollen, zum versweisen Vorwärts- und Rückwärtslesen gleich geeigneten Satzbau so leicht behaltbar ist, wird 1220 oder 1221 entstanden sein, und ist gewiß zunächst für den Zögling bestimmt gewesen. Einige weitere Sprüche, deren Entstehungsjahr nicht bestimmbar ist, dürfen sicherlich angereiht werden.

Jugendlehren. 1220 oder 1221.

Pfeiffer Nr. 168.

Niemand kann fest härten
Kindes Zucht mit Gerten:
Wen zu [illegible] man bringen mag,
Dem ist Wort so gut als Schlag.

Dem ist Wort so gut als Schlag,
Wen zu Ehr'n man bringen mag:
Kindes Zucht mit Gerten
Niemand kann fest härten.

Hütet eure Zungen,
Das geziemt den Jungen;
Stoßt den Riegel vor die Thür;
Laßt kein böses Wort herfür.
Laßt kein böses Wort herfür;
Stoßt den Riegel vor die Thür.
Das geziemt den Jungen:
Hütet eure Zungen.

Hütet eure Augen,
Seht nur, was mag taugen:*)
Laßt sie gute Sitt' erspäh'n,
Laßt sie Böses übersch'n.
Laßt sie Böses übersehn,
Laßt sie gute Sitt' erspäh'n:
Seht nur, was mag taugen,
Hütet eure Augen.

Hütet eure Ohren,
Oder ihr seid Thoren:
Laßt ihr schlechte Worte ein,
Das muß euch zur Schande sein.
Das muß euch zur Schande sein,
Laßt ihr schlechte Worte ein;
Oder ihr seid Thoren:
Hütet eure Ohren.

Hütet wohl der Dreie,
Sie sind all zu freie:
Zungen, Augen, Ohren sind
Schnell zur Schand', zu Ehren blind.

*) Umgedeutet aus: offenbare und tougen = öffentlich wie im geheimen.

Schnell zur Schand', zu Ehren blind
Zungen, Augen, Ohren sind:
Sie sind all zu freie,
Hütet wohl der dreie.

Daß Walther trotz diesem Liede die „Gerte" nicht absolut aus der Jugenderziehung verbannt wissen will, besagt folgender Spruch:

Salomons Lehre. 1220—1224. (?)

Pfeiffer Nr. 95.

Die Väter han ihr Kind also erzogen,
Daß beide sie damit sind schwer betrogen:
Sie übertreten Salomonis Lehre.
Der spricht, wer an dem Sohn die Ruthe spar',
Daß der den Sohn versäume gar:
Davon die Ungezognen sind ohn' Ehre.
Vor Zeiten war die Welt so schöne,
Jetzt ist sie, daß sie alles höhne.
Weiland war das kein Eh':*)
Ihr Jungen habt die Alten überdrungen.
Nun spottet nur dazu der Alten!
Das wird euch selbst noch aufbehalten.
Geduld nur, bis die Jugend euch zergeh':
Was ihr jetzt thut, vergelten eure Jungen;
Ich weiß das, wenn's nicht übler noch euch geh'!

*) Eh' — Ehe bedeutet: altes Recht, geheiligtes Herkommen. (ekind heißt bei Meibomius ein rechtmäßiges, d. h. in rechtmäßiger Ehe erzeugtes Kind.)

In allen Dingen, namentlich aber in Verlangen nach Gut, sowie in Verwendung desselben, soll schon die Jugend das rechte Maß halten lernen.

Jugendlehre. 1220—1224. (?)

Pfeiffer Nr. 98.

Jüngling, wes Standes du auch bist,
Ich will dich lehren eine List:
Laß nicht zu bang dir sein nach Gute.
Laß dir's auch zu gering nicht sein.
Und folgest du der Lehre mein,
So wiss', es frommt dir an dem Muthe.
Noch besser will des Worts ich dich bescheiden.
Lässest du gar zu sehr es dir verleiden,*)
Zergeht es, und dein Freud' ist todt.
Willst aber du zu sehr die Güter minnen,**)
So kannst du gar verlieren Seel' und Ehre.
Darum so folge meiner Lehre:
Leg' auf die Wage ein gerechtes Loth
Und wäg' es hin und her mit allen Sinnen,
Wie Maß es irgend je gebot.

*) Verschwendest du es, als ob es dir zuwider wäre.
**) Hängst du dein Herz in Geiz an die Güter.

Die Jugend soll nicht nach irdischem Gut mit Uebermaß jagen, denn das erfreut nur hinieden, schafft aber der Seele ewiges Leid. Gott lieben, Tugend üben, Achtung vor Gottes Wort haben und allem dem durch Verehrung der Frauen die Krone aufsetzen, dazu mahnt Walther.

An die Jugend. 1220—1224. (?)

Pfeiffer Nr. 128.

Du junges Volk, zieh an den Zaum und schau um dich!
Lässest den Sinn du laufen, bringt zu Fall er dich:
Gar manchmal ist dein Sinn gericht't auf Goldes Hort.
Der freut dich hier, wird ew'ges Leid der Seele dort.
Laß rechten Sinn den bösen Muth aus dir vertreiben.
Und liebe Gott, so magst du wohl im Glück verbleiben.

Um Lob mit guten Thaten wirb, ſo magſt du wohl geweſen.
Weiſ' ab all böſen Rath, der nie noch fromm geweſen,
Und glaube, was die Pfaffen irgend gutes leſen,
Und ſprich von Weibern gut, ſo will ich dir die Kron' zuſchreiben.

Sich ſelber muß man überwinden, wer tüchtiges in der Welt leiſten will, wer echten Ruhm erwerben und nicht mit weſenloſem und vergänglichem Schein ſich genügen will.

Selbſtüberwindung. 1220—1224. (?)

Pfeiffer Nr. 181.

Wer ſchlägt den Löwen? Wer ſchlägt den Rieſen?
Wer überwindet jenen und dieſen?
Das thuet, wer ſich ſelbſt bezwinget,
All ſeine Sinne niederringet
Aus zügelloſer Luſt in ſtäter Züchten Port.
Erborgte Zucht und Scham vor Leuten,
'Ne Weile mög'n ſie Glanz erbeuten:
Doch ſolcher Schein flammt auf und iſt bald fort.

Scharf tadelt Walther die ungezogene Jugend, vielleicht gar die Umgebung König Heinrichs und dieſen ſelber mit:

Zuchtloſigkeit der Jugend. 1220—1224. (?)

Pfeiffer Nr. 96.

Wer zieret nun der Ehren Saal?
Der jungen Ritter Zucht iſt ſchmal,
Die Knappen pflegen gar gemeiner Dinge
Mit Worten und mit Werken auch.
Wer Züchten hat, der iſt ihr Gauch.*)
Seht doch, wie ſchlimm die Rohheit um ſich bringe.

*) Wer ſich anſtändig führt, der iſt ihnen ein Spott.

Vor Zeiten züchtigt man die Jungen,
Die ſich vermaßen frecher Zungen;
Nun iſt juſt dies ihr' Würdigkeit:
Sie lärmen, und beleid'gen reine Frauen.
O, Schande dem an Haut und Haaren,
Der ſich nicht fröhlich kann gebaren,
Ohn' daß den Frau'n er thut ein Herzeleid!
Da mag man Sünd' und Schande ſchauen,
Die mancher heftet an ſein Kleid.

Ohnſtreitig gradezu gegen die Leichtfertigkeit und Sittenloſigkeit des jungen Königs iſt der folgende Spruch gedichtet, der die Frauen mahnt, den Zumuthungen des ausſchweifenden Jünglings um ihrer Ehre willen kein Gehör zu geben.

Minne und Kindheit. 1224.

Pfeiffer Nr. 170.

Die Minne läßt ſich nennen da,
Wo ſie doch nimmer kommen will:
Den Thoren iſt ſie auf der Zunge zahm,*)
Doch bleibet ſie dem Herzen wild.*)
So hütet euch, ihr Frauen hold.

Den Kindern weigert euer Ja,
So wird es nicht ein Kinderſpiel:
Minne und Kindheit ſind einander gram.
Gar oft gewinnt in ſchönem Bild
Man trügeriſcher Liebe Sold.

Vielmehr ſollt fragen ihr, warum,
und wie, und wann, zu welchem Zweck, und wem
Ihr euer minnigliches Ja
ergebet, daß es eurer Ehr' genehm.

*) Im Munde läßt ſich die Minne von den Thoren wohl führen, doch dem Herzen derſelben bleibt ſie fremd.

Sieh, Minne, sieh, wer also fragt,
den schütze du, so Weib als Mann,
Den andern hehl' dein selig Gold.

Walther sollte seine Hauptstütze in dem schweren, fast hoffnungslosen Erziehungswerk verlieren; am 7. November 1225 wurde der würdige Reichsverweser, Erzbischof Engelbert von Köln, der mit Gewissenhaftigkeit, Klugheit und fester Hand seines Amtes gewartet hatte, von seinem Neffen, Grafen Friedrich von Ysenburg, ermordet. Der Mörder ward erst ein Jahr nachher ergriffen und am Jahrestage der Beisetzung Engelberts gerädert. Walther aber hatte dem Erzbischof dies Denkmal gesetzt:

Auf Engelberts Tod. 1225.

Pfeiffer Nr. 162.

Den ich im Leben lobte, immer will des Tod ich klagen.
Ja, wehe dem, der uns den werthen Fürsten hat erschlagen
Von Köln, o weh darüber, daß die Erde ihn muß tragen!
Ich kann nach seiner Schuld ihm keine Marter finden:
Allzugelind' wär' ihm der Weidenstrick um seinen Kragen,
Ich will ihn auch nicht brennen, nicht viertheil'n, nicht schinden,
Nicht mit dem Rade brechen, nicht ihn darauf binden:
Nein, lebend sollte ihm die Hölle ihre Grausen zünden!

Jetzt verzagt Walther völlig an allem Einfluß auf den Zögling. Trotz den Erwartungen, die er gehegt, und welcher wegen er sich selber jetzt schilt, trotz aller Mühe, die er sich gegeben, hat er nicht im geringsten Glück mit der Erziehung des unlenksamen und ausgearteten Knaben gehabt, und er hält demselben mit unmuthigen Worten seine Unverbesserlichkeit vor. Er legt sein Amt nieder, zweifelnd, ob jemand anders den meisterlosen jungen König meistern kann. Derselbe ist jetzt 15 Jahre alt.

Fruchtlose Erziehung. 1225.

Pfeiffer Nr. 169.

Halsstarrig Kind, du bist zu krumm,
Daß niemand grad dich biegen kann —
(Für Ruthen bist du leider schon zu groß,
Fürs Schwert noch all zu klein) —
Nun schlaf in Ruh', gönn' dir Gemach.

Ich komm' mir selber vor recht dumm,
Daß ich dir's nicht gesehen an.
Dein' Unart barg ich gern in Freundes Schoß,
Den Aerger schluckt' ich ein,
Mein Rücken von den Mühen brach.

Nun habe keinen Meister mehr
an meiner Statt, ich kann dich zwingen nicht.
Kann das ein andrer besser, lieb
ist mir's, wenn gutes dir daraus geschicht.
Doch dies weiß ich: Wo sein Gewalt
zu End' geht über dich, da steht
Auch ihm die Kunst ohn' Dach und Fach.

Unterdessen war der von Friedrich II. gelobte Kreuzzug immer wieder hinausgeschoben worden. Damiette war längst wieder verloren gegangen, am 8. September 1221, und seitdem stockten alle Unternehmungen gegen die Ungläubigen, bis Friedrich sein Gelübde löste. Aber Mangel an Theilnahme hinderte die Ausführung; sogar ein Congreß, der dieselbe berathen sollte, verzögerte sich bis zum März 1223. Da verpflichtete sich Friedrich feierlich, am Johannisfeste 1225 die Meerfahrt nach Palästina anzutreten. Er rüstete eifrig. Namentlich aber arbeitete er unermüdlich an der Stärkung und Sicherung seiner Königsmacht in Italien, denn nicht als willenloses Werkzeug des Papstthums, nein,

als selbstmächtiger Fürst wollte er Palästina gewinnen, und das heilige Land, die Gottesstadt Jerusalem, wie sein Vater Heinrich VI., zum Schemel neuer Größe machen. Deshalb auch machte er auf den Rath des großen Deutschmeisters Hermann von Salza die Tochter und Erbin Johanns von Brienne, des letzten vertriebenen Königs von Jerusalem, Jolantha, da seine erste Frau Constanze gestorben war, zu seiner Gemahlin; er gewann damit ein Erbrecht auf Jerusalem. Der Papst Honorius III. aber, so scheu Friedrichs Verfahren auch die Kirche machte, sah sich gezwungen, ihm Zeit zu lassen; ja, so ungern es geschah, mußte er 1225 nochmals in einen Aufschub des Kreuzzuges willigen, da sich weder aus Deutschland, noch aus Frankreich, das grade mit der Ausrottung der albigenser Ketzerei beschäftigt war, noch aus England oder Spanien eine genügende Zahl von Kreuzzüglern zusammenfinden wollte. Jetzt aber versprach der Kaiser, im August 1227 jedenfalls persönlich ins heilige Land zu ziehen, 1000 Gewappnete dort zwei Jahre lang selbst zu unterhalten, allen Kreuzrittern von seinem Hafen Brundusium (Brindisi) aus freie Ueberfahrt zu gewähren, und zu Nutz des heiligen Landes dem Könige von Jerusalem, seinem Schwiegervater, dem Patriarchen von Jerusalem und dem Deutschherrenorden eine Summe von 100000 Unzen Gold auszuhändigen. Sofortige Excommunication sollte die Strafe sein, wenn Friedrich diesmal sein Versprechen nicht hielte.

Friedrich vollendete mittlerweile seine bewunderungswürdige sicilianische Gesetzgebung, deren Grundgedanken bis in die Neuzeit herab in den Staatseinrichtungen Europas lebendig bleiben sollten. Mehr und mehr schärfte sich seine gegensätzliche Stellung zum Papstthum, das bisher in Zertrümmerung und Auflockerung der königlichen Gewalt so

glücklich gewesen war und nun die Frucht jahrhundertelangen Mühens vor seinen Augen schwinden sah, und das trieb selbst den milden, klugen Honorius in die Reihen der Gegner Friedrichs mindestens so weit, daß er nun sogar den Kreuzzug nicht fördern mochte.

Aber noch einmal entzündete sich die Begeisterung für den heiligen Kampf. Auch Walther erhebt seine Stimme. Er kennt jedoch die zweideutige Haltung der Kirche. Er weiß, daß es sich bei ihr nicht um Befriedigung religiösen Bedürfnisses, nur um die Frage weltlicher Macht handelt; darum treibt er den Kaiser, unbekümmert um den übeln Willen der Geistlichkeit ins heilige Land zu fahren, dann aber die zu strafen, die Gottes Werk haben hindern wollen. Der folgende Spruch ist sicher vor dem Tode Papst Honorius des III., der am 18. März 1227 erfolgte, entstanden.

Botschaft an den Kaiser. 1227.

Pfeiffer Nr. 163.

Mein Bote, sag dem Kaiser seines treuen Dienstmanns Rath,
Als den ich keinen bessern weiß, wie es nun einmal staht:
Ob ihn an Gut und Leuten jemand warten lassen hat —
Doch fahr' er bald, kehr' bald zurück, und lasse sich nicht thören,
Und strafe, wer an Gott und ihm verschuldet Uebelthat.
Die guten Pfaffen warne, daß sie nimmer hören
Auf jene falschen, die das Reich denken zu stören:
Trenn' Gut' und Schlimme, oder sag' sie alle von den Chören!*)

*) — von ihren geistlichen Sitzen.

Honorius dem III. folgte Gregor IX., ein Greis mit jugendlich zufahrender Heftigkeit, ein Priesterkönig wie Innocenz III. Gregor bestand rücksichtslos auf dem Kreuz-

zuge, räumte alle Hindernisse aus dem Wege, nöthigte z. B. die Friedrich dem II. widerstrebenden lombardischen Städte zum Nachgeben und zur Stellung von 400 Rittern auf ihre Kosten zum Kreuzzuge, und mahnte den Kaiser seines Versprechens zu gedenken, und nicht im Dienste der Sinnlichkeit seine Pflicht zu versäumen. Es ist wahr, Friedrich liebte heitre Geselligkeit, schätzte und übte Kunst und Wissenschaft, und sammelte um sich, was sich irgend auszeichnete. Seine Hauptstadt Palermo war ihm aber kein Capua. Die Mahnung Gregors IX. paßte nicht auf einen Mann, der in frohen Festen nichts suchte als die nothwendige Erholung von ernstester Regentenpflichterfüllung. Friedrich zürnte. Aber er bereitete den heiligen Zug vor. In Apulien strömten die Kreuzfahrer zusammen. Ansteckende Krankheiten brachen in der Sommerhitze unter ihnen aus. „Die Söhne des Nordens schmolzen dem Schnee ihrer Berge gleich vor den Strahlen der Sonne dahin.“ Dennoch ließ Friedrich 40000 Kreuzfahrer in See gehen, und am 8. September folgte er selber mit dem Landgrafen Ludwig von Thüringen, trotzdem sie beide bereits vom Fieber ergriffen waren. Aber ihr Zustand verschlimmerte sich und sie kehrten um. Der Landgraf starb drei Tage nachher; Friedrich gieng zur Herstellung seiner Gesundheit in die Bäder von Puzzuoli. Da die Führer die Fahrt aufgegeben hatten, so kehrten auch die Pilger um und zerstreuten sich. Papst Gregor IX. aber entbrannte in maßlosem Zorn, und sprach, ohne Friedrichs Gesandten auch nur haben anhören zu wollen, am 29. September 1227 den Bannfluch über ihn aus.

An alle Bischöfe der Christenheit schrieb Gregor, der Kaiser habe aus überlegter Bosheit die Krankheit im Pilgerheer selbst verursacht, und seine eigene Krankheit sei nur Verstellung. Als Friedrich sich rechtfertigte, und versprach,

im nächsten Mai aufzubrechen, beantwortete der ergrimmte Papst das bloß mit Erneuerung des Bannfluches. Nun aber erhob sich Friedrich in dem Vollgefühl seiner kaiserlichen Würde. In einem schneidigen Manifest an die weltlichen Fürsten Europas wies er die Gefahren nach, welche der päpstliche Stuhl ihnen allen drohe, wenn sie nicht vereint männlich dawider aufträten. Er mahnte daran, wie die päpstliche Herrschsucht alle Fürsten zur unerträglichsten Erniedrigung verdammen würde; das Beispiel König Johanns von England aus dem Jahre 1214 war ja neu (s. S. 68). Er hob den schroffen Gegensatz zwischen der Einfalt der apostolischen Zeit und dem Reichthum, der Ueppigkeit und der Hoffahrt der Priesterschaft seiner Zeit hervor, und forderte die ganze Christenheit auf, mit ihm vereint dahin zu wirken, daß die Kirche zurückgeführt werde in den früheren Stand. Daneben rüstete Friedrich unbekümmert um den Bann zum Kreuzzuge für 1228.

Friedrichs Manifest schuf sogar in Rom selbst eine kaiserliche Partei. Ja, als der halsstarrige Papst am Gründonnerstage 1228 den Bannfluch gegen Friedrich nochmals feierlich verkündigte, griff das Volk von Rom zu den Waffen und vertrieb den Papst aus Rom. Da der Papst über alle Orte, wo der gebannte Kaiser sich aufhalten würde, das Interdict verhängt hatte, gebot Friedrich den Geistlichen, trotzdem „zum Ruhme Gottes, der die heilige Kirche auf seinem Felsen gebaut habe," den Gottesdienst zu versehen, und *nur wenige Priester gehorchten dem Papst mehr als dem Kaiser.*

Walther steht natürlich auf des Kaisers Seite. Er fürchtet aber, daß die geistlichen Fürsten Deutschlands von dem gebannten Kaiser abfallen möchten, und warnt sie dringend davor, weil sie Gegenmaßregeln hervorrufen würden,

durch welche die Kirche selber den größten Schaden haben müßte. Das Gut der Kirche sei gar bequem als Lohn dahinzugeben an solche, welche dem Reiche mit den Waffen in der Hand treu zur Seite stünden: gar viele würfen bereits ihre begehrlichen Augen auf solchen Lohn!

Wiedervergeltung. 1227.

Pfeiffer Nr. 165.

Mein alter Klausner traut, von dem ich ehmals sang.*)
Da uns der früh're Papst so übel sehre zwang,
Der fürchtet wieder für die Kirche, ihre Meister wären krank.**)
Er sagt, wenn sie die Guten bannen und den Schlechten Messe singen,
Vergelte Gleiches man mit Gleichem in geschwindem Gegenschwang.
Das möcht' an Pfründen und an Kirchen ihnen schlimme Folgen bringen:
Denn deren sind gar viele jetzt, die greifen keck nach diesen Dingen,
Um Gut zu werben mit dem Kampf ums Reich in lichten Panzerringen.***)

*) Siehe Wahlstreit III. S. 50.

**) Die Fürsten der Kirche könnten schwächlicher Weise dem Papste nachgeben.

***) Die lichten Panzerringe stehen für die gesammte Rüstung.

Da nun aber Papst Gregor IX. den Kaiser, nun er wirklich die Kreuzfahrt unternehmen will, statt ihn vom Banne zu lösen, den er über ihn verhängt hat, weil der Kaiser nach seiner Meinung 1227 absichtlich die Abfahrt unmöglich gemacht haben soll, jetzt zwiefach bannt, weil er als Gebannter den Kreuzzug unternimmt, ja, als Friedrich am 28. Juni 1228 sich in Brindisi einschifft, ihm als heim-

lichem Mohamedaner, der als Pirat ins gelobte Land ziehe, Boten zur Verkündigung des Fluches nach Palästina nachschickt, und den Christen daselbst verbietet, dem Kaiser Gehorsam zu leisten, ja, auch nur mit ihm zu verkehren; als Gregor gar mit den für den Kreuzzug gesammelten Geldern ein Heer in Rom organisiert, um mit demselben in Friedrichs Lande einzufallen, während dieser die heiligen Orte den Ungläubigen entreißen will, — da erhebt sich noch einmal Walther in seiner ganzen Größe, und ruft mit flammenden Worten die Rache des Himmels auf die christlichen Feinde des heiligen Landes herab. Denn Walther ist es tief religiöser Ernst um die Befreiung desselben.

Gegen die Feinde Christi. 1228.

Pfeiffer Nr. 167.

Räch', Herre, dich und deine Mutter, du der Jungfrau Kind,
An allen denen, welche deines Erblands Feinde sind:
Bou deiner Rach' an ihnen nie, o Gott, ein Ende find'!
Du weißt wohl, daß die Heiden dich nicht irr'n alleine:
Laß gleicherweif' dir Christen so wie Heiden sein als Wind.*)
Denn diese wider dich sind öffentlich unreine:
Doch jene, neigen sie zu dir mit Treuen kleine,
Sind schlimmer, weil geheim sie ihnen sind gemeine!**)

*) Laß dir die christlichen Feinde des heiligen Landes eben so fremd und feind sein als die Heiden.

**) Weil sie im geheimen mit den Heiden gemeinsame Sache machen.

Ja, Walther hat selbst den Zug ins gelobte Land mitgemacht. Das folgende Lied sagt es. Man hat es bei seiner herzlichen Frömmigkeit vielfach für zu kühl und nüchtern gefunden, als daß es im gelobten Lande gedichtet sein könnte; Walther habe es nur für die Kreuzfahrer als Reise-

lied, als Reiſeſegen verfaßt. Aber einerſeits erſcheint Walther zu wahrhaftig, als daß er bei ſolch großem heiligen Dinge, als ein Kreuzzug galt, hätte in der erſten Perſon ſollen ſprechen können, wenn er das nicht ſelbſt erlebt hätte; und anderſeits konnte er grade einfach haben darſtellen wollen für die Maſſe ſeiner Mitſtreiter, da er bisher in kunſtreichem Versbau kunſtvoll geſungen hatte. Das Lied hat ſicher dem ganzen chriſtlichen Volke angehören, hat den Volkston treffen ſollen.

Im gelobten Lande. 1228.

Pfeiffer Nr. 79.

Jetzt erſt lebe ich mit Werthe,
Seit mein ſündig Auge ſah
Jenes heilge Land, die Erde,
Der an Ehren keine nah.
Mir iſt geſchehn, wie ich je bat:
Ich bin gekommen an die Statt,
Die Gott als Menſch betreten hat.

Schönes Land, ſo reich und hehre,
Was ich alles auch geſehn:
Dir gebürt vor allem Ehre;
Was iſt Wunders hier geſchehn!
Daß eine Magd ein Kind gebar,
Den Herrn von aller Engel Schar,
War das nun nicht ein Wunder gar?

Hier ließ er ſich reine taufen,
Daß der Menſch geheiligt ſei;
Da ließ er ſich gar verkaufen,
Daß wir Knechte würden frei.
Wir wären anders ja verlor'n!
Geſegnet ihr, Speer, Kreuz und Dorn!
Weh euch, ihr Heiden, Fluch und Zorn!

Er wollt' unſer ſich erbarmen,
Litt den grimmen Kreuzestod,
Er der Reiche, daß wir Armen
Würden los aus aller Noth.
Daß ihn das Opfer nicht verdroß,
Das iſt ein Wunder alſo groß,
Daß Gottes Maß gar überfloß.

Dannen fuhr der Sohn zur Hölle
Aus dem Grab, darin er lag;
Ihm der Vater war Geſelle,
Und der Geiſt, den niemand mag
Von ihnen ſcheiden: ſie ſind eins,
Ein Reis ſo ſchlecht und rechten Scheins,
So ſah es Abraham dereins.

Satan er da überwande,
Wie kein Kaiſer beſſer ſtreit't;
Da fuhr wieder er zu Lande,
Da hub ſich der Juden Leid:
Der Herre ihre Hut durchbrach.
Man ſah lebendig ihn danach,
Den ihre Hand erſchlug und ſtach.

Danach blieb er in dem Lande
Vierzig Tag' bis daß er fahr',
Woher ihn der Vater ſandte.
Seinen Geiſt, der uns bewahr',
Den hat er wieder uns geſandt.
O heilig iſt das ſelbe Land,
Sein Name iſt vor Gott erkannt.

Ueber dieſes Land verſprochen
Hat er einen Angſtestag.
Daß die Wittwe wird gerochen,
Und die Waiſe klagen mag.
Gewalt den Armen widerfährt,
Der niemand, niemand ſich erwehrt:
Wohl dem, der beſſers Theil begehrt!

Unſers Landesrichters Tichten
Stillet da niemandes Klag';
Gott nur will es alles richten
An dem allerletzten Tag':
Und wer dann eine Schuld hier hat
Ohn' Sühn' gelaſſen — welchen Rath
Find't der, wo er kein Bürgen hat?

Laſſet euch nun nicht verdrießen,
Daß ich noch geſprochen hab.
Ich will jetzt die Red' beſchließen,
Da ich euch zu wiſſen gab:
Was Gott mit ſeiner Welt beginnt,
Was Wunders er zu machen ſinnt,
Den Anfang und das End' hier find't.

Chriſten, Juden und die Heiden
Sagen, dies ihr Erbe ſei.
Gott muß es zu Recht entſcheiden
Durch ſein' heilge Namen drei.
Die Welt wohl ſtreitet hin und her:
Gerecht iſt doch unſer Begehr,
Und recht, daß er es uns gewähr'.

Eine der ſchönſten Blüten ſeiner Dichtung hat Walthern ſein Zug über die Alpen zum Kreuzheer nach Brindiſi aufblühen gemacht. Seine Heimat, ſein Tyrol, hat er wiedergeſehen, und das echte deutſche Heimatgefühl iſt über ihn gekommen. Schmerzlich ſüß athmet er es aus in Trauer über die Vergänglichkeit des Irdiſchen, da er die Heimat nach langer Abweſenheit ſo verwandelt findet, daß ihm ſein Leben ſelbſt wie ein Traum vorkommen will. Troſt findet er nur in dem Kampfe um die ewigen Güter, den er mitkämpfen will, in der ſel'gen Kreuzfahrt; wird ihm der gewährt, ſo will er „nimmermehr ſingen o weh."

Einſt und jetzt. 1228.

Pfeiffer Nr. 188.

O weh, wohin verſchwunden
ſind alle meine Jahr'!
Hab ich verträumt mein Leben
oder iſt es wahr?
Was ich je wähnte, daß es
was wäre, war das nicht?
Ich habe wohl geſchlafen
und nun weiß ich's nicht.
Nun bin ich aufgewachet
und mir iſt unbekannt,
Was mir zuvor war kundig
als wie die Hand der Hand.
Leute und Land, alwo ich
von Kindheit aufgezogen,
Die ſind mir fremd geworden
als wär's mir zugelogen. *)
Die mir Geſpielen waren,
ſind mürriſch nun und alt;
Beackert iſt das Feld,
verhauen iſt der Wald.
Wenn nicht das Waſſer flöſſe,
ſo wie es weiland floß,
So glaubete ich wahrlich,
mein Trauern wäre groß.
Mich grüßet mancher zögernd,
der einſt mich kannte wohl.
Die Welt iſt allenthalben
der Mißgeſchicke voll:
Wie denk' ich doch an manchen
gar wonniglichen Tag,
Das iſt mir all zerronnen
wie in das Meer ein Schlag.
Immerdar, o weh!

*) Als wäre die Erinnerung Lüge, bloße Einbildung.

O weh, wie jämmerlich
jetzt junge Leute thun!
Denen niemals bekümmert
ihr Muth, die können nun
Nichts mehr als sorgen, sorgen:
o weh, was thun sie so?
Wohin ich immer komme,
da ist jetzt niemand froh:
Tanzen, lachen, singen
zergeht in Sorgen gar.
Kein Christenmensch wohl sahe
so jämmerliche Schar.
Seht doch nur, wie den Frauen
ihr Hauptschmuck traurig staht;
Die stolzen Ritter tragen
so bäurisch plumpe Wat.*)
Uns ist ein böser Bannbrief
von Rome hergekommen:
Uns ist geboten Trauer,
und Freude gar benommen.
Von Herzen mich's betrübet, —
wir lebten sonst so wohl, —
Daß ich nun für mein Lachen
Weinen erwählen soll.
Die wilden Waldesvögel
betrübet unsre Klage:
Ist es ein Wunder, daß ich
davon so gar verzage?
Was sprach ich dummer Mann**)
in meinem bösen Zorn?
Wer ird'scher Wonne nachgeht,
hat jene dort verlor'n.
Immerdar o weh!

*) Kleidung.

**) Was klage ich über den Verfall irdischer Lust, da das himmlische Heil so viel wichtiger ist.

O weh, mit Süßigkeiten
hat uns die Welt vergeben!*)
Ich sah die Galle mitten
im süßen Honig schweben.
Die Welt ist außen schöne,
so weiß, so grün und roth,
Und innen schwarz von Farbe
und finster wie der Tod.
Wen sie nun hat verleitet,
der wird doch auch getröst't:
Er wird mit leichter Buße
von großer Sünd' erlöst.
Daran gedenket, Ritter,
denn das ist euer Ding:
Ihr tragt die lichten Helme
und harte Panzerring',
Dazu die festen Schilde
und das geweihte Schwert!
O wollte Gott, ich wäre
des Siegeszuges werth!
So wollt ich armer Mann
gewinnen reichen Sold.
Doch meine ich nicht Lehngut,
nicht reicher Herren Gold:
Ich wollte selb'ge Krone
immer und ewig tragen;
Die kann ein jeder Söldner
mit seinem Speer erjagen.
Möcht' ich die sel'ge Kreuzfahrt
mit fahren über See,
So wollt' ich singen „wohl!"
und nimmermehr „o weh,"
Nimmermehr „o weh."

*) vergiftet.

Im Jahr 1229 kehrte Walther mit Friedrich II. wieder heim. Dieser fand in seinen italischen Staaten die Schlüssel-

ſoldaten Papſt Gregors IX. plündern und ſengen und brennen; ſie ſtoben auseinander, als der todtgeſagte Kaiſer plötzlich in Brindiſi landete, aber den hartnäckigen Kirchenfürſten zu beugen, gelang erſt im Friedensſchluß zu St. Germano, am 28. Auguſt 1230. Papſt Gregor mußte Friedrich II. wieder ſeinen „ſehr geliebten Sohn“ nennen. Walther fand in Deutſchland ebenfalls Verwirrung an allen Enden. Recht und Geſetz lagen danieder, denn es war kein Richter, der ſie ſchützte. Der junge König Heinrich, der Vormundſchaft Engelberts durch deſſen Ermordung entledigt, hatte ſich mit Leuten ſeines Sinnes umgeben, hatte die alten erprobten Räthe entlaſſen, und war ſelbſt eine Creatur ſeiner Günſtlinge geworden. Walther klagt:

Thorenregiment. 1229.

Pfeiffer Nr. 171.

Um Wunder fuhr ich aus geſchwind.
Da fand ich merkenswerthe Ding':
Ich fand die Stühle*) leider leere ſtehn,
Wo Weisheit, Adel, Alter
Gewaltig ſaßen eh.

Hilf Gottesmagd, hilf Gotteskind
Den dreien wieder in den Ring;*)
Laß ſie nicht lang der Stühle irre gehn,**)
Mir thut ihr mannigfalter
Kummer von Herzen weh.

Es hat der reiche Dummkopf nun
der dreie Stuhl, der dreie Gruß.***)

*) Stuhl = Richterſtuhl; Ring = Gerichtsverhandlung.
**) Der Stühle verluſtig bleiben.
***) Gruß = Titel, womit man jemand grüßt.

O weh, daß man dem einen statt
der dreie nun sich neigen muß!
Des hinkt das Recht, und trauert Zucht,
und siechet Scham. Dies klage ich:
Gern mehr ich klagete!

Mit Leid erfüllt ihn die Erinnerung an den alten Ruhm des Vaterlandes, der jetzt verloren geht:

Verfall des Reiches und des Rechtes. 1229.

Pfeiffer Nr. 172.

Ich sahe vor Zeiten gar manchen Tag,
Wo unser Lob war gemein allen Zungen,
Wo uns kein Land nur benachbart lag,
Das Frieden nicht sucht', ohn' es war bezwungen.

Du reicher Gott, wie nach Ehr' wir da rungen!
Da riethen die Alten und thaten die Jungen.
Doch jetzt unerfahren die Führer sind:
Das Gleichniß*) — man kann es verstehen blind.
Was daraus entstehen mag, Meister, das sind'!

*) Man kann das Gleichniß (blinde Blindenleiter) ohne große Verstandesgaben verstehen.

Denn zum Rathen und Richten soll man die Verständigsten und Besten wählen, die „Hohen," die sich auszeichnen durch wirkliches, fest begründetes Ansehen, nicht die „Niederen," die, wo ihnen Kunst, d. i. guter und gerechter Rath mangelt, ihre Zuflucht nehmen müssen zu Lug und Trug, mindestens zu Täuschung Anderer, auch der Fürsten, in verblendeter Selbsttäuschung. Darunter muß nothwendig das

Reich, die Krone, leiden, und die Kirche, der offene Feind des Reiches, muß obsiegen. Der Kampf Friedrichs II. wider Papst Gregor IX. war ja noch nicht entschieden, und die Verwirrung in Deutschland konnte den Kaiser nur hemmen.

Niedrige Rathgeber. 1230.

Pfeiffer Nr 129.

Wenn der Hohe niedergeht,
Und in den Rath, wer unten steht,
  Gezogen wird, wie sich der Hof da irret!
Wie soll unverständ'ger Mann
Bescheid ertheil'n, wo er's nicht kann?
  Oder soll schlichten er, was nicht verwirret?

Die Hohen stehen vor der Kemenaten,*)
Derweil die Niederen das Reich berathen.
  Wo's denen an der Kunst gebricht, thun sie nicht mehr,
Als daß sie Rath umkehr'n in Lügen;
Das lehr'n die Fürsten sie, und Trügen.
  Sie stör'n Gesetz, und beugen alten Rechtes Ehr'.
Nun seht: Die Krone liegt, die Kirche stehet hehr.

*) Kemenate = eigentlich: Frauengemach, hier aber Rathszimmer.

Walther kann nicht unterlassen zu mahnen und zu warnen, obgleich er seinem Worte wenig Einfluß auf König Heinrich zuzutrauen berechtigt ist. Doch meint er ironisch, mindestens nur „schwachen Haß," nur gelinde Vorwürfe zu verdienen, statt dessen eher großen Dank, wenn er lehren will, gute und schlechte Räthe zu unterscheiden. Wenn aber etwas ein böses Ende nehmen soll, ist selten der Anbeginn gut: also kommt es auf den guten, verständigen und ehren-

haften Rath zunächst an, wenn die Dinge gut verlaufen sollen.

Sechs Räthe. 1230.

Pfeiffer Nr. 130.

Ich muß verdienen schwachen Haß:
Ich will die Herren lehren das,
  Woran etwelchen Rath sie soll'n erkennen.
Der guten Räthe, der sind drei;
Drei andre böse stehn dabei
  Zur linken Hand. Laßt euch die Sechse nennen.

Was frommt, und Gottes Huld, und weltlich Ehre,
Das sind die guten: Wohl ihm, der sie lehre!
  Den müsse gern der Kaiser zieh'n in seinen hohen Rath.
Die andern heißen Schade, Sünde, Schande.
Dabei erkenn' sie, wer sie noch nicht kannte:
  Man hört's doch an der Rede wohl, wie's um das Herze staht.
  Der Anbeginn ist selten gut, der böses Ende hat.

Wir stehen am Ende von Walthers Laufbahn. Dreißig Jahre eines tapferen Kampfes mit begeistertem, mahnendem, preisendem und strafendem Wort haben wir mit ihm durcheilt. Wir haben ihn immer klar in der Beurtheilung der Verhältnisse unsers Vaterlandes, immer ernst in Anlegung des höchsten sittlichen und religiösen Maßstabes, immer treu in Anhänglichkeit nicht an die Person, die die deutsche Krone trug, denn die konnte ihm zuwider sein, wie Otto IV., wohl aber an das Vaterland selber, immer unerschrocken im Tadel selbst der Mächtigsten, immer begeistert für das wahrhaft Schöne, Edle und Erhabene,

worinnen allein er Heil für das Vaterland, für die Menschheit erwartet —: wir haben einen durchaus deutschen Mann und Sänger in ihm gefunden. So leuchtet er durch das Dunkel seiner Zeit in die Folgezeit hinein. Und hat er auch nicht geschaut, wie sich die Zeit erfüllen sollte: so hat er hineingerufen in seine Zeit für alle kommenden Jahrhunderte, wodurch sie sich erfüllen muß: Wahrheit, Aufrichtigkeit, Reinheit und Demuth des Sinnes, Festigkeit und Adel des Willens, Kühnheit und Milde der That. So sind noch uns seine Sprüche, Denkmäler echt deutschen Geisteskampfes, verständlich nicht bloß, sondern vertraut; so mögen sie noch heute mitstreiten den Kampf wider die verderblichen Herrschaftsgelüste des römischen Stuhles: ein Ehrenmal für Walther von der Vogelweide, wie es nach reichlich 600 Jahren nicht herrlicher aufgerichtet werden kann. Es gilt ja noch heute seinen Kampf! Herein denn in die Reihe der Streitgenossen, du Sänger der Hohenstaufen. Schwing aufs neue die Fahne voran, die Fahne der Geisterfreiheit, die Fahne der Hohenzollern!

Walthers Lied soll den Schluß machen.

Am Lebensabend.

Pfeiffer Nr. 75.

Laßt mich an meinem Stabe gahn
Und werben treu um Würdigkeit
Mit unverdrossener Arbeit,
Wie ich's von Kindheit auf gethan.
So
Bin ich, wie gering ich sei, doch werth,
Mir nach meinem Maße vollgenug und froh.
Das
Aergert die Gemeinen, mich es nicht entehrt:
Biedre Menschen haben mich um desto baß.

Der dau'rnde Werth, der iſt ſo gut,
Daß man ihm höchſtes Lob ſoll geben:
Nie war ein ehrenreich'res Leben,
Als das bis an das End' das Rechte thut.

Walther von der Vogelweide muß bald nach 1230 geſtorben ſein. Er liegt in Würzburg begraben.

Er hat den weiteren Verlauf des Titanenkampfes ſeines Kaiſers wider das Papſtthum nicht erlebt. Er iſt nicht Zeuge geweſen, wie das Papſtthum offne Empörung wider ihn anzettelte, indem es Gegenkönige ihm entgegenſtellte, wie es Verſchwörungen gegen ſein Leben und das ſeiner tapfern Söhne Konrad, Friedrich und Enzio billigte, wie Papſt Innocenz IV. den Kaiſer, ohne ihn auch nur zu hören, ſeiner Krone verluſtig zu erklären wagte (in Lyon, am 17. Juli 1245), wie dagegen Friedrich, zwar unbeirrt an ſeiner Ueberzeugung von der Nothwendigkeit ſeines Kampfes feſthaltend um des Reiches willen, und ungebeugt trotz allem Mißgeſchick, und unerſchöpflich an immer neuen Hülfsmitteln, dennoch unterlag, weil er den Volksgeiſt nicht in ſein Bündniß ziehen wollte, indem er ſowohl den Unabhängigkeitsſinn der Städte, als den in Katharern, Waldenſern, Albigenſern ꝛc. lebendigen Geiſt evangeliſcher Gewiſſensreligion feindſelig gegen ſeine Majeſtät gerichtet hielt, und weil trotz aller feurigen Beredtſamkeit des Kaiſers die weltlichen Fürſten Europas ihn ſtumpf und theilnahmlos im Stiche ließen. Walther hat nur das Vorſpiel des Dramas erlebt. Wie würde ſeine Stimme noch gewaltiger erſchollen ſein, hätte er die Entwicklung ſehen, die in immer frecherer Nacktheit ans Licht tretende Herrſchſucht des Papſtthums erblicken, die Verworfenheit und Abſcheulichkeit der Mittel, deren es ſich nicht ſchämte, mit Grauen ſchauen

dürfen. Noch klarer als bis daher hätte er den Kampf als nackten Kampf um die weltliche Obergewalt erkannt, um den es sich immer, um den es sich noch heute handelt.

Aber bis an sein Ende hat Walther treu das Rechte gethan. Drum lebt er auch bis an das Ende.

GENERAL BOOKBINDING CO.
5 INYI 040 6031
75 13 A
QUALITY CONTROL MARK

46584.37.20
Patriotische Dichtungen
Widener Library
003741394
3 2044 087 137 089